



Das Ostpreußenblatt

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen

Jahrgang 14 / Folge 43

Hamburg 13, Parkallee 86 / 26. Oktober 1963

3 J 5524 C

Ein Berg von Aufgaben

EK. Wenn der zweite Kanzler der Bundesrepublik Deutschland im Alter von 66 Jahren sein Amt antritt und dennoch 21 Jahre jünger ist als sein unmittelbarer Vorgänger, dann darf man da wohl von einem einmaligen Faktum in der Geschichte sprechen. Auf den Jahrgang 1876 folgt der Jahrgang 1897 und wahrscheinlich ist soeben zum letztenmal ein Mann zum Regierungschef gewählt worden, der noch im neunzehnten Jahrhundert geboren wurde. Auf den katholischen Rheinländer folgt mit Professor Ludwig Erhard der evangelische Franke aus Fürth, ein Frontsoldat des Ersten Weltkrieges und ein Mann, dem sein Aufstieg zu hohem Rang nie leichtgemacht worden ist. Der Präsident des Deutschen Bundestages hat in seiner Würdigung für Konrad Adenauer davon gesprochen, daß heute das Amt des Kanzlers das schwerste sei, das Deutschland zu vergeben habe. Der Kanzler allein bestimmt nach der Verfassung die Richtlinien der Regierungspolitik, er allein trägt vor Volk und Parlament die letzte und höchste Verantwortung. Er kann und wird natürlich den Ministern viele Aufgaben übertragen, er wird oft genug den Rat erprobter Mitarbeiter einholen. Das alles ändert nichts daran, daß die letzte Entscheidung bei ihm selbst liegt und daß er für die harmonische Zusammenarbeit zu sorgen hat. Es ist durchaus möglich, daß unter Ludwig Erhard der Aktionsraum, der den anderen Kabinettsmitgliedern eingeräumt wird, erheblich größer sein wird als unter Konrad Adenauer. Eines aber wird bald erkannt: unser Grundgesetz hat den Kanzler nicht nur zum Vorsitzenden eines Ministerrates, sondern auch zum Haupt der Regierung gemacht, das genau im Zentrum aller politischen Entwicklungen steht.

„Vieles noch nicht erreicht!“

Von der Bürde, die den neuen Kanzler erwartet, ist in diesen Tagen oft gesprochen und geschrieben worden. In seiner eindrucksvollen Abschiedsrede als Kanzler hat Dr. Konrad Adenauer nach würdigen Worten des Dankes an das ganze deutsche Volk, ohne dessen vorbildlichen Einsatz alles Bisherige nicht zu erringen gewesen wäre, auf den Berg noch ungeklärter Fragen und Probleme hingewiesen mit den Worten: „Wir haben vieles noch nicht erreicht!“ Daß zu diesem Ungelösten sowohl die eigentlichen gesamtdeutschen Schicksalsfragen wie unendlich wichtige, ja entscheidende Probleme sozialer, kultureller und innerpolitischer Art gehören, wissen wir alle. Die neue Regierung hat nicht nur ein bedeutendes Erbe zu hüten, sie hat — wenn sie vor dem Volk und vor der Welt bestehen will — dringende Aufträge der verschiedensten Art unverzüglich

Bundesminister Hans Krüger

r. Der neue Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegssachgeschädigte, Hans Krüger, erklärte in einer Unterredung mit dem Informationsdienst „Der Heimatvertriebene — Der Flüchtling“ über die Ziele seiner künftigen Arbeit:

„Ich stehe seit dem Jahre 1948 in der Vertriebenenarbeit. Mir sind sowohl die heimatpolitischen wie die innenpolitischen Anliegen vertraut, und ich weiß, daß die Aufgabe meines Hauses die Eingliederung der Vertriebenen, Sowjetzonenflüchtlinge und Kriegssachgeschädigten ist. Ich glaube, daß in erster Linie die Probleme, die mit den Flüchtlingen aus der Sowjetzone zusammenhängen, gelöst werden müssen, daneben bedarf es natürlich einer weiteren Pflege der berechtigten Anliegen der Vertriebenen und Kriegssachgeschädigten.“

*

Hans Krüger, 61 Jahre alt, wurde am 6. Juli 1902 in Neustettin in Pommern geboren. Sein Vater wirkte dort als Rektor. Nach Besuch des Neustettiner Gymnasiums studierte er in Jena, Greifswald und Bonn Rechts- und Staatswissenschaften. Seine große Juristische Staatsprüfung legte Hans Krüger 1931 in Berlin ab. 1938 wurde er Landgerichtsrat in der pommerschen Stadt Stargard, 1940 Oberamtsrichter in Könitz in Westpreußen. Von 1943 bis zu seiner Verwundung bei den Rückzugskämpfen 1945 in Ostpreußen trug er den feldgrauen Rock. Über Dänemark in den Westen gekommen schlug er sich nach vorübergehender Internierungshalt seit August 1945 als Holzfallsarbeiter in Westfalen durch, wo er sich 1952 in Olpe als Rechtsanwalt und Notar niederließ.

Bereits in den ersten Nachkriegsjahren widmete sich Hans Krüger der Vertriebenenarbeit, um die Not vertriebener Landsleute lindern zu helfen. Nach der Vereinigung des Bundes der vertriebenen Deutschen mit dem Verband der Landsmannschaften wurde er im Dezember 1957 zum Präsidenten des Bundes gewählt.

Minister Krüger gehört seit 1957 als CDU-Abgeordneter dem Bundestag an. Er arbeitete in den Ausschüssen des Bundestages für Außenpolitik, gesamtdeutsche Fragen sowie im Ausschuß für Lastenausgleich und Heimatvertriebene.

anzupacken und zu meistern. Wir sind mit vielem — wer weiß das nicht? — seit Jahren im Verzug. Es gilt z. B. auf sozialem Gebiet nicht wenige echte Notstände und fragwürdige Provisorien zu beseitigen, die nicht länger mehr andauern dürfen; es gilt schreiende Ungerechtigkeiten auszumerzen, Verantwortungsgefühl zu wecken und durch gute Beispiele die nationale Einsatzbereitschaft jedes einzelnen zu ermuntern. Es gilt auch, manchem Wildwuchs und mancher Hemmungslosigkeit im Denken und Handeln zu steuern, die unsern Staat und unserer Sache unheimlichen Schaden zufügen. Wo hartnäckige Freiheit mit unverantwortlicher Zügellosigkeit verwechselt wird, wo Monopolvorstellungen für destruktive Stimmungsmache gegen Deutschland mißbraucht werden, da können sich Volksvertretung und Regierung nun nicht länger mehr auf die Rolle eines unbeteiligten und ohnmächtigen „Beobachters“ abdrängen lassen.

Die große Verantwortung

Eine neue Bundesregierung hat ihr Amt angetreten, ein neues Blatt im Buch der so wechselvollen Geschichte ist aufgeschlagen. Tage der Kabinettsbildung bieten in echten Demokratien nicht nur erfreuliche Aspekte. Es läßt sich wohl nie ganz vermeiden, daß dabei auch manche Mißtöne parteitaktischer Auseinandersetzungen und zähen Aushandels der Ämter zwischen den Koalitionspartnern laut werden, die draußen im Volk und bei den Wählern nur wenig geschätzt werden. Wer da weiß, wie uns die Dinge weltpolitisch und innenpolitisch auf den Nägeln brennen, wie wichtig uns eine voll aktionsfähige Regierung ist, der atmet auf, wenn die Tage des „Gezergels“, der kleinen Streitereien erst einmal hinter uns liegen. An der Spitze des neuen Kabinetts steht ein Mann, der selbst schon vierzehn Jahre sehr erfolgreich in der Bonner Regierungsarbeit stand. Die außerordentlichen Leistungen Ludwig Erhards als Wirtschaftsminister werden heute in der ganzen freien Welt anerkannt und gewürdigt. Auch er weiß sehr wohl, daß die Erfolge ohne den vorbildlichen Einsatz und Aufbauwillen des ganzen deutschen Volkes — vor allem auch der aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen — nicht zu erreichen gewesen wären. Er steht nun — nach dem Ausscheiden Konrad Adenauers — vor sehr viel größeren staatsmännischen Aufgaben, an denen er sich bewähren muß. Vergessen wir es nicht: es ist der deutsche Bundeskanzler, der zuerst und vor allem unsere Sache vor der Welt vertreten muß, der der erste und wichtigste deutsche Gesprächspartner für die führenden Staatsmänner draußen ist.

Was allein schon hier an Verantwortung heute auf seinen Schultern ruht, ist kaum zu überschätzen. Ein tüchtiger Außenminister kann ihm wichtige Dienste leisten — ersetzen kann er ihn nicht. Für seine Arbeit braucht der neue Kanzler nicht nur hervorragende Mitarbeiter und Berater, sondern vor allem auch einen großen Vertrauens Kredit des ganzen Volkes. Er wird ihm — wie wir hoffen — nicht versagt werden und kann durch überzeugende Leistungen der neuen Regierung recht bald noch verstärkt werden. Ihr Arbeitsfeld ist riesengroß und es braucht keiner der Minister erst nach Aufgaben Ausschau zu halten. Wir alle wünschen, daß ein bedeutendes Erbe würdig gehütet, daß zugleich mit jungem Elan die großen, noch ungeklärten Schicksalsanliegen der Nation angepackt werden.

Neue Minister

Drei Mitglieder des bisherigen Kabinetts sind in der neuen Regierung nicht mehr tätig. Mit dem alten Bundeskanzler scheiden der Bundes-



Ein Altersheim in Heilsberg

Der im Vordergrund des Bildes sichtbare Brückenbogen gehört zum vom Kirchplatz her über die Alle führenden schmalen Copernicusbrücklein. Das im Mittelpunkt stehende Gebäude ist vor rund 35 Jahren vom Erzpriester (späteren Domherrn) Buchholz errichtete, modern gestaltete Rentnerheim, das für 54 Rentner in Einzel- und (für Familien) Doppelzimmern eine ausgezeichnete Betreuung durch die Katharinenschwestern bot.

Am Heim führt links vorbei der Weg zum Schloß, rechts geht die Straße vorbei auf die Anhöhe hinauf zwischen der neuen katholischen Volksschule (links) und dem neu errichteten Oberlyzeum (rechts) zum katholischen Waldriedhof. — Dieses Heim blieb erhalten; die Aufnahme stammt aus jüngster Zeit.

minister für Gesamtdeutsche Fragen, unser Landsmann Rainer Barzel (CDU), und der bisherige Bundesvertriebenenminister Wolfgang Mischnick (FDP) aus ihren Ämtern. Beide werden sich der aktiven Fraktionsarbeit widmen. Barzel lehnte es ab, statt seines bisherigen Amtes das Vertriebenenministerium zu übernehmen. Der neue Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegssachgeschädigte, Hans Krüger (CDU), ist unsern Landsleuten aus

seiner mehrjährigen Tätigkeit als Präsident des Bundes der Vertriebenen gut bekannt. Wir wünschen dem heute 61jährigen pommerschen Landsmann, der seit 1948 in der Vertriebenenbewegung aktiv tätig ist, daß es ihm gelingt, sehr bald gerade jene gesetzgeberischen Maßnahmen voranzubringen, die unsere Landsleute besonders angehen. Es hat in der Vergangenheit nicht an Versuchen bestimmter Kreise gefehlt, das Bundesvertriebenenministerium und das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen abzuwerten, obwohl doch gerade sie recht eigentlich „Ministerien des deutschen Gewissens“ genannt werden können. Eine große Verantwortung übernimmt auch der FDP-Vorsitzende Erich Mende — geborener Schlesier — als Nachfolger Barzels im Gesamtdeutschen Ministerium. Daß gerade von hier aus der Sache der echten Wiedervereinigung Deutschlands in seinen historischen Grenzen immer neue Impulse zufließen können, ist sicher. Kein leichtes Amt hat auch der neue Wirtschaftsminister Schmücker als Nachfolger des Bundeskanzlers Ludwig Erhard angetreten. Schmücker hat sich bisher besonders mit den Sorgen und Nöten des Mittelstandes befaßt, zu dem ja auch sehr viele unserer Landsleute gehören.

Wichtige Erklärungen

Die Regierungserklärung, die Bundeskanzler Professor Ludwig Erhard am Freitag vor der deutschen Volksvertretung abgab, enthält eine Fülle bedeutsamer Äußerungen zu allen großen Fragen, die unser Volk jetzt und in Zukunft beschäftigen. Wir bringen bereits in dieser Folge eine Reihe wichtiger Erklärungen zu Dingen, die uns alle angehen, im Wortlaut. Wir werden uns auch in den kommenden Folgen des Ostpreußenblattes wohl noch öfter mit der Deklaration zu befassen haben. Der Kanzler hat auf den Ernst der Situation, in der wir uns be-

„Deutsche Politik zum Handeln aufgerufen“

Aus der Regierungserklärung des Bundeskanzlers Ludwig Erhard

„In dieser Zeit ist auch die deutsche Politik zum Handeln aufgerufen und hat ebenso überzeugend für die Einigkeit und Stärke des westlichen Bündnisses zu wirken wie auch für den Frieden und die Lösung unserer nationalen Fragen einzutreten“, betonte der neue Bundeskanzler Professor Ludwig Erhard in seiner zweistündigen Erklärung vor der Volksvertretung. Zu Beginn seiner Rede versicherte er: „Ich werde aus christlicher Gesinnung und Verantwortung handeln. Ich fühle mich der Demokratie und der tragenden Kraft des Geistes verpflichtet. Meine Politik ist eine Politik der Mitte und der Verständigung. Unser Weg in die Zukunft wird uns weiter aufwärts führen, aber er bleibt voller Gefahren. Bezeugen wir Mut, Gewissen und Solidarität!“

Aus der Fülle der Deklarationen, die die Regierungserklärung enthält und zu denen erst in den kommenden Wochen und Monaten im einzelnen kritisch Stellung genommen werden kann, zitieren wir hier im Wortlaut nur einige besonders wichtige:

Zur deutschen Frage

„Die deutsche Frage ist ungelöst, und das freie Berlin leidet weiter unter der unnatürlichen Abschnürung gegenüber dem anderen Teil der Stadt und deutschen Gebieten, die in einer langen Geschichte mit ihm auf das engste zusammengewachsen sind.“

„Es ist unsere Pflicht, immer erneut die Aufmerksamkeit der Welt auf die ungelöste deutsche Frage zu lenken. Die Bundesregierung erhebt auf Grund des Mandats, das das Grundgesetz und das deutsche Volk ihr erteilen, die Forderung, jede sich bietende Möglichkeit in den West-Ost-Gesprächen zu ergreifen, um hinsichtlich der Lösung des Deutschland-Problems Fortschritte zu erzielen. Denn darüber darf kein Zweifel sein: Die Deutschland-Frage ist eine der Hauptursachen für die Spannungen in der Welt, und

Fortsetzung nächste Seite

finden, nachdrücklich hingewiesen. Er hat an jeden appelliert, sich mit Mut, Gewissen und Verantwortungsgefühl dem gemeinsamen Dienst an Deutschland zu widmen. Er bekannte sehr klar, daß der bisherige Wiederaufbau Deutschlands ohne die überragende Leistung gerade auch der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge nicht möglich gewesen sei. Er sprach von dem schweren, aber auch reichen Erbe, das Konrad Adenauer, dessen hohe Verdienste er würdigte, ihm hinterlassen habe. Es ist, wie Erhard betonte, unsere Verpflichtung, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt immer wieder auf die ungelösten deutschen Schicksalsfragen zu lenken. Die Deutschlandfrage ist eine der Hauptursachen für die Spannungen in der Welt und ohne ihre Lösung kann an eine echte Entspannung nicht gedacht werden. Der Kanzler hat mit Nachdruck betont, daß wir treu zu unseren Bündnispflichten stehen, daß wir aber keine Lösung hinnehmen können, die eventuell einen so bedenklichen heutigen Status nicht nur beibehält, sondern womöglich noch verschlechtert. Er hat ein klares Bekenntnis zu den unveränderlichen Grundsätzen auch der deutschen Berlin-Politik abgelegt und ebenso deutlich den Wert der Nordatlantischen Verteidigungsorganisation als entscheidendes Werkzeug für die starke Stellung der freien Welt hervorgehoben. Das Verständnis für das unteilbare deutsche Selbstbestimmungsrecht müsse in aller Welt geweckt werden. Mit Genuß konnte der Regierungschef darauf hinweisen, daß über die wichtigsten Ziele in außenpolitischer und in innenpolitischer Hinsicht heute ein weitgehendes Einverständnis zwischen allen im Bundestag vertretenen Parteien besteht. Am Beginn ihrer Arbeit hat die neue Bundesregierung erneut beteuert, daß ein Friedensvertrag nur mit einer nach freien Wahlen gebildeten gesamtdeutschen Regierung geschlossen werden kann und daß Deutschland in seinen historischen Grenzen von 1937 rechtlich fortbesteht. Den Appell zu gesundem nationalem Selbstbewußtsein, zu verantwortlicher Mitarbeit aller im politischen Raum, zum deutschen Vaterland darf nicht ungehört verhallen. Professor Erhard erinnerte daran, daß ein Kanzler sich stets als ein Sachwalter des ganzen Volkes fühlen muß. Er und seine Minister brauchen die aktive Hilfe der Nation bei ihrer gewiß nicht leichten Arbeit.

Die neue Bundesregierung

Die neue Bundesregierung sieht folgende Geschäftsverteilung vor:

Bundeskanzler: Ludwig Erhard (CDU)
Vizekanzler und Gesamtdeutsche Fragen: Erich Mende (FDP)
Auswärtiges: Gerhard Schröder (CDU)
Justiz: Ewald Bucher (FDP)
Innen: Hermann Höcherl (CSU)
Finanzen: Rolf Dahlgren (FDP)
Wirtschaft: Kurt Schmücker (CDU)
Ernährung: Werner Schwarz (CDU)
Arbeit: Theodor Blank (CDU)
Verteidigung: Kai-Uwe von Hassel (CDU)
Verkehr: Hans-Christoph Seebohm (CDU)
Post: Richard Stücklen (CSU)
Wohnungsbau: Paul Lücke (CDU)
Vertriebene: Hans Krüger (CDU)
Bundesrat: Alois Niederalt (CSU)
Familien: Bruno Heck (CDU)
Wissenschaftliche Forschung: Hans Lenz (FDP)
Schatz: Werner Dollinger (CSU)
Entwicklungshilfe: Werner Scheel (FDP)
Gesundheit: Elisabeth Schwarzhaupt (CDU)
Besondere Aufgaben: Heinrich Krone (CDU)
Staatssekretär im Bundeskanzleramt: Ludger Westrick.

Nur zehn Zeilen...

Es fiel auf, daß in der Regierungserklärung des Kabinetts Erhard bei insgesamt 1600 Zeilen die Vertriebenenprobleme nur mit dürtigen zehn Zeilen angesprochen worden sind. Man stellte zwar heraus, daß der rasche Wiederaufbau Deutschlands nach dem Kriege ohne die Vertriebenen nicht denkbar gewesen wäre, daß ihnen dafür Dank und Anerkennung gebühre und daß der neue Bundeskanzler der Fortsetzung der sozialen und wirtschaftlichen Eingliederung der Vertriebenen seine besondere Sorge zuwenden werde.

Aber von bestimmten Maßnahmen, etwa der Verbesserung und Beschleunigung des Lastenausgleichs oder der Intensivierung der Bauerneingliederung (wie sie in der Regierungserklärung von 1961 hervorgehoben wurden) ist nichts erwähnt worden.

Außenpolitisch wird in der Regierungserklärung zum Ausdruck gebracht, daß die endgültigen Grenzen Deutschlands nur in einem Friedensvertrag festgelegt werden können und müssen. Es wird nicht präziser kommentiert, daß diese dann festzulegende endgültige Grenze selbstverständlich nur die nach gültiger Rechtsauffassung völkerrechtlich maßgebliche Grenze des Deutschen Reiches sein kann. Hingegen wird in der Regierungserklärung festgestellt, daß Deutschland nach der Rechtsauffassung der Bundesregierung in seinen Grenzen vom 31. Dezember 1937 fortbesteht.

Die Aussprache über die Regierungserklärung wird vermutlich Gelegenheit zu ergänzenden Erklärungen der Bundesregierung geben.

H.

„Deutsche Politik zum Handeln aufgerufen“

Schluß von Seite 1

man kann nicht hoffen, diese Spannungen zu beseitigen, wenn die Deutschland-Frage ungelöst bleibt.

„Wir sind uns alle darüber klar, daß auf dem Wege zur Wiederherstellung der deutschen Einheit große Schwierigkeiten zu überwinden sind. Der Weg mag lang und dornenvoll sein; er wird uns Entbehrungen, materielle und auch psychische Belastungen auferlegen. Wir wollen in unserem Willen, in unserer Zähigkeit nie erlahmen und — wenn es not tut — entschlossen sein, Opfer auf uns zu nehmen. Am Ende dieses Weges muß nach der Überzeugung der Bundesregierung ein Friedensvertrag stehen, der von einer in freien Wahlen gebildeten gesamtdeutschen Regierung frei verhandelt und geschlossen wird. In diesem Vertrag — und nur in ihm — können und müssen die endgültigen Grenzen Deutschlands, das nach gültiger Rechtsauffassung in seinen Grenzen vom 31. Dezember 1937 fortbesteht, festgelegt werden.“

„Man sagt uns, die Teilung unseres Landes sei eine „Realität“, die hingenommen werden müsse. Sicher haben wir es hier mit einer Realität zu tun, aber mit einer unerträglichen. Vor allem aber ist, wenn schon die Teilung unseres Landes als eine Realität hingestellt wird, der Wille des deutschen Volkes zur Wiederherstellung seiner Einheit eine weit stärkere Realität, denn die Geschichte lehrt, daß der elementare Drang eines Volkes, um seine Einheit und Freiheit zu ringen, zu den mächtigsten Kräften überhaupt gehört.“

Die Grundsätze der Berlin-Politik

„Die unabdingbaren Grundsätze der deutschen Berlin-Politik lauten dahin:

1. Die Anwesenheit der Westmächte und ihre Zuständigkeiten für Berlin beruhen auf internationalem Recht, und deshalb muß jede neue Vereinbarung über Berlin auf diesen Rechten aufbauen.

2. Der freie Zugang nach Berlin muß ungeschmälert aufrechterhalten bleiben.

3. Berlin gehört zum freien Teil Deutschlands. Die mit Billigung der Schutzmächte in den vergangenen Jahren durchgeführte enge politische, rechtliche und wirtschaftliche Verflechtung Berlins mit der Bundesrepublik ist ein Grundpfeiler für die Lebensfähigkeit der Stadt. Pläne zur Bildung einer sogenannten „Freien Stadt West-Berlin“ sind inakzeptabel.

4. Jede Vereinbarung über Berlin hat den eindeutigen Willen der Berliner zu achten, die in den letzten achtzehn Jahren der Welt mutig und unverzagt gezeigt haben, daß sie zu Deutschland und zur freien Welt gehören.

Die Bundesregierung kann nicht aufhören zu fordern, daß die untragbaren, den Frieden der Welt gefährdenden Maßnahmen der Gewalthaber der Zone aufgehoben werden.“

„In keinem Fall werden wir eine Maßnahme zu akzeptieren bereit sein, die den unbefriedigenden Stand, in dem sich das Deutschland-Problem befindet, statt zu verbessern verschlechtern würde — sei es, daß durch sie die unnatürliche Teilung unseres Landes sanktioniert oder gefestigt würde — sei es, daß eine Anerkennung oder auch nur eine internationale Aufwertung des Regimes der sowjetisch besetzten Zone mit ihr verbunden wäre.“

Die Leistung der Vertriebenen

„Der rasche Wiederaufbau Deutschlands nach dem Kriege wäre ohne die großen Leistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge nicht denkbar gewesen. Dafür gebührt ihnen Dank und Anerkennung. Wir werden alle Möglichkeiten der Eingliederung ausschöpfen, das bereits Geschaffene sichern und das vollenden, was noch vollendet werden kann.“

„Das geteilte deutsche Volk hat stets besonderes Verständnis für das Verlangen anderer Völker nach Freiheit und Unabhängigkeit bewiesen. Es hofft und vertraut darauf, daß die Länder, die in Anwendung des Selbstbestimmungsrechts der Völker ihre nationale Selbständigkeit erlangt haben, auch für die deutsche Forderung, nämlich die Gewährung eben dieses Selbstbestimmungsrechts für unser Volk, Verständnis aufbringen.“

Dank an Adenauer

„So richte ich denn in dieser Stunde mein Wort an Sie, den ersten Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, der Sie durch vierzehn Jahre nicht nur Regierungschef, sondern weit darüber hinaus der mutige und entschlossene deutsche Staatsmann waren. Daß wir für den freien Teil unseres Vaterlandes einen geachteten Platz im Kreise der freien Völker erringen konnten, ist in erster Linie Ihr Verdienst, und daß unsere Brüder und Schwestern jenseits der Zonengrenze darauf hoffen dürfen, es werde und möge auch für sie einmal die Stunde der Freiheit schlagen, verdankt das deutsche Volk Ihrer nimmermüden Arbeit und Ihrer überzeugenden Haltung, die uns wieder Vertrauen und Freunde in der Welt finden ließen. Ich bitte Sie, mir als Ihrem Nachfolger auch in Zukunft Ihren Rat nicht zu versagen.“

„Mehr Kontakte nach Osten“

„Die Bundesregierung wird der weiteren Verbesserung des Verhältnisses zwischen der Bun-

desrepublik Deutschland und den osteuropäischen Staaten ihre volle Aufmerksamkeit widmen. Sie ist bereit, mit jedem dieser Staaten Schritt für Schritt zu prüfen, wie man auf beiden Seiten Vorurteile abbauen und vorhandene Sorgen und Befürchtungen den Boden entziehen kann. Im Zuge eines solchen Prozesses ist die Bundesregierung auch bereit, im Rahmen ihrer Möglichkeiten den Wirtschaftsaustausch mit diesen Ländern zu erweitern.

In gleicher Weise begrüßt sie die Verstärkung kultureller Kontakte, wie sie sich mit einigen Ostblockländern bereits angebahnt haben.“

„Für die Bundesregierung bleibt die Nordatlantikpakt-Organisation ein Grundpfeiler ihrer Politik. Sie ist sich bewußt, daß die Sicherheit Europas und der Bundesrepublik Deutschland nur durch die NATO im Zusammenwirken der europäischen und nordamerikanischen Partner auf politischem und militärischem Gebiet gewährleistet werden kann. Die Bundesregierung unterstützt daher nachdrücklich alle Bemühungen, welche geeignet sind, die politische Zusammenarbeit der NATO-Partner zu vertiefen und die Integration der Verteidigungsmittel der NATO zu stärken.“

„Eine Lebensgemeinschaft“

„Die Verteidigung des Territoriums der NATO ist unteilbar. Die einzelnen Staaten des Bündnisses können sich angesichts der Größe und Art ihrer Bedrohung nicht allein schützen. Die starken Verbände amerikanischer Truppen in Deutschland und die auf unserem Gebiet stationierten Truppen unserer anderen Bundesgenossen führen uns täglich vor Augen, wie weit unsere Bündnisgemeinschaft über die militärische Verklammerung hinaus immer mehr als eine Lebensgemeinschaft der Völker empfunden wird.“

Das deutsche Volk ist sich bewußt, wieviel den Vereinigten Staaten beim Wiederaufbau seines Landes nach dem Kriege zu verdanken hat, wie sehr die Freiheit und die Sicherheit der Bundesrepublik einschließlich Berlins von der Macht und Entschlossenheit der Vereinigten Staaten abhängen und welche hervorragende Rolle den Vereinigten Staaten bei der Wiederherstellung der Einheit Deutschlands zukommt.“

„Dem gleichen Ziele soll auch der deutsch-französische Vertrag nutzbar gemacht werden. Er dokumentiert die Aussöhnung der beiden Völker und soll zu einer bewegenden Kraft für die Einigung Europas werden. Alle Fragen der europäischen Politik rücken die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem französischen Volk in den Mittelpunkt. Der Vertrag über gegenseitige Konsultation und Zusammenarbeit vom 22. Januar 1963 wird in der Folge mit immer mehr Leben zu erfüllen sein. Die Zusammenarbeit zwischen den zwei Völkern gründet sich auf gegenseitiges Verständnis und Vertrauen. Es liegt mir am Herzen, zu versichern, wie sehr ich bereit bin, in den Beziehungen der Bundesrepublik zu Frankreich diese Haltung und Gesinnung zu bezeugen.“

„Moskau denkt nicht an Zugeständnisse“

Amerikanische Stimmen zur Autobahnprovokation

Washington, (hvp) Die jüngste „Autobahn-Aktion“ Moskaus — die Blockierung eines amerikanischen Truppentransportes, der auf dem Wege nach Berlin 50 Stunden lang festgehalten wurde — hat nicht nur in weiten Kreisen der amerikanischen Öffentlichkeit, sondern auch bei zahlreichen einflussreichen Politikern lebhaft Empörung ausgelöst. Diejenigen Senatoren und Repräsentantenhausabgeordneten, die in den letzten Wochen immer wieder vor einer „Entspannungs-Euphorie“ gewarnt haben, erblickten in dem sowjetischen Vorgehen eine Rechtfertigung ihrer Haltung. Im Hinblick darauf, daß Moskau die Aktion gegen die amerikanischen Truppen kurz nach der Erklärung des Präsidenten Kennedy über die amerikanische Bereitschaft zu umfassenden Weizenlieferungen in die Sowjetunion unternahm, wurde geäußert, daß die Sowjets „in die Hand bitten“, die sie fällert.

In der amerikanischen Presse wurde eingehend erörtert, aus welchen Gründen wohl der Kreml die Aktion auf der Autobahn nach Berlin veranlaßt hat. Als wichtigster Grund wird angenommen, daß die sowjetische Führung zu dem irrigen Schluß gekommen sei, das umfassende Entgegenkommen Washington sowohl in Sachen des Atomversuchsstop als auch hinsichtlich der Getreidelieferungen an Moskau stelle einen Hinweis darauf dar, daß die USA sich zu einer Politik der „Entspannung um jeden Preis“ entschlossen hätten. Um zu erproben, wie weit dieser Prozeß der „Aufweichung“ bereits gegangen sei, hätten die sowjetischen Kontrollposten die Weisung erhalten, den Versuch zu machen, für den Austausch der amerikanischen Truppen zwischen West-Berlin und Westdeutschland für die USA demütigende Bedingungen zu stellen und durchzusetzen. Deshalb seien die amerikanischen Offiziere aufgefordert worden, sie sollten ihre Soldaten antreten lassen, damit sie von den sowjetischen Posten gezählt werden könnten. Als man dann in Moskau bemerkt habe, daß die amerikanische Regierung nicht gewillt war, in diesem Punkte nachzu-

Von Woche zu Woche

150 000 Deutsche aus den polnisch besetzten deutschen Ostprovinzen warten — wie der niedersächsische Vertriebenenminister feststellte — noch auf ihre Ausreisegenehmigung in die Bundesrepublik.

Im Grenzdurchgangslager Friedland trafen wieder 65 Aussiedler aus Ostpreußen und den anderen ostdeutschen Provinzen ein.

Die Moskauer Bevölkerung ist aufgefordert worden, Hamsterkäufe von Kartoffeln einzustellen.

Zum Tode verurteilt wurden in der Sowjetrepublik Usbekistan elf Personen. Sie sollen mit in Schwarzarbeit hergestellten Waren einen schwunghaften Handel getrieben haben.

Dr. Gille an Minister Krüger

Der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Alfred Gille, richtete an den neuen Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegssachgeschädigte, Hans Krüger, folgendes Telegramm:

„Sehr geehrter Herr Krüger!

Die Landsmannschaft Ostpreußen spricht Ihnen aufrichtige Glückwünsche zur Übertragung des Amtes des Bundesvertriebenenministers aus. Sie wünscht, daß Ihnen in diesem neuen Amt und dieser neuen Aufgabe im Interesse unserer Heimat und ihrer Menschen gute Erfolge beschieden sein mögen.

Dr. Alfred Gille.“

Richard Nixon, der frühere Vizepräsident der Republikanischen Partei, will nicht mehr als Präsidentschaftskandidat aufgestellt werden.

Mehr als zweihundert Kirchen und Gebetshäuser wurden in den letzten drei Jahren „dank der sorgfältigen Arbeit der Partei“ allein in der Ukraine geschlossen.

Klärung erforderlich

Zur Regierungserklärung vom 18. Oktober 1963 wird seitens des Präsidiums des Bundes der Vertriebenen folgendes festgestellt:

In der von Bundeskanzler Prof. Dr. Erhard vor dem Bundestag abgegebenen Regierungserklärung wurde sowohl die innen- wie die außenpolitische Seite der Vertriebenenfrage behandelt. Die Vertriebenen würdigen die Versicherung, daß die Regierung im Geiste sozialer Gerechtigkeit „alle Möglichkeiten der Eingliederung ausschöpfen“ will, daß sie bereit ist, „das Geschaffene zu sichern und das zu vollenden, was noch vollendet werden kann“. Erneut wird bekräftigt, daß das Ziel der deutschen Außenpolitik die Wiederherstellung der deutschen Einheit ist. Am Ende dieses Weges muß nach der Überzeugung der Bundesregierung „ein Friedensvertrag stehen, der von einer in freien Wahlen gebildeten gesamtdeutschen Regierung frei verhandelt und geschlossen wird“. „In diesem Vertrag — und nur in ihm —“ so heißt es weiter, „können und müssen die endgültigen Grenzen Deutschlands, das nach rechtsgültiger Rechtsauffassung in seinen Grenzen vom 31. Dezember 1937 fortbesteht, festgelegt werden.“

Die Vertriebenen sind der Auffassung, daß diese Erklärungen substantieller Ergänzung bedürfen. Die Aussprache über die Regierungserklärung im Bundestag gibt dazu Gelegenheit.

geben, habe Chruschtschew den Befehl erteilt, die von dem sowjetischen „Erkundungsvorstoß“ betroffene amerikanische Truppeneinheit nach West-Berlin weiterfahren zu lassen.

Amerikanische Beobachter sind der Ansicht, daß der Kreml außerdem noch ein weiteres Ziel verfolgt habe. Er habe vor aller Welt deutlich machen wollen, daß die „Entspannung“ sich nicht auf die deutsche Frage erstreckt. Chruschtschew habe durch dieses Vorgehen vor allem auch jene amerikanischen Senatoren treffen wollen, die gefordert haben, die Sowjetunion solle veranlaßt werden, in der Deutschlandfrage Entgegenkommen zu zeigen, wenn sie amerikanische Weizenlieferungen erhalten wolle. Moskau habe daraufhin durch sein Vorgehen demonstrieren wollen, daß mit irgendwelchen Zugeständnissen an der Berliner Mauer und in der Sowjetzone nicht gerechnet werden könne.

Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen e.V.

Chefredakteur: Eitel Kaper, zugleich verantwortlich für den politischen Teil. Für den kulturellen und heimatgeschichtlichen Teil: Erwin Scharfenorth. Für Soziales, Frauenfragen und Unterhaltung: Ruth Maria Wagner. Für landsmannschaftliche Arbeit, Jugendfragen, Sport und Bilder: Joachim Piechowski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Arndt (sämtlich in Hamburg).

Unverlangte Einsendungen unterliegen nicht der redaktionellen Haftung, für die Rücksendung wird Porto erbeten.

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen.

Anmeldungen nehmen jede Postanstalt und die Landsmannschaft Ostpreußen entgegen. Monatlich 2,— DM.

Sendungen für Schriftleitung, Geschäftsführung und Anzeigenabteilung: 2 Hamburg 13, Parkallee 84/86. Telefon 45 25 41/42. Postscheckkonto Nr. 907 00 (nur für Anzeigen).

Druck: Gerhard Rautenberg, 295 Leer (Ostfriesland), Norderstraße 29/31, Ruf Leer 42 88.

Für Anzeigen gilt Preisliste 12.



Theodor Heuss: Erinnerungen

kp. „Habent suavia libelli“ („Bücher haben ihre Schicksale“) sagten die Römer. Nun, der erste Band der Memoiren des Altbundespräsidenten hat als Buch schon sein Schicksal gehabt. Als der Tübinger Verleger die ersten Exemplare des Werkes verschickte, erkrankte der Autor lebensgefährlich. Eine schwere Operation erwies sich als notwendig und wochenlang waren nicht nur die Ärzte in größter Sorge um Leben und Gesundheit von Professor Theodor Heuss. Es stellte sich zugleich die bange Frage, ob ein geplanter zweiter Band, der die Erlebnisse und Erfahrungen in den Tagen der Hitlerzeit und vor allem in den Jahren nach 1945 behandeln sollte, jemals erscheinen würde. Zur allgemeinen Genugtuung hörten wir dann von der Überwindung der Krise, von der Genesung und von der Heimkehr des Patienten in sein geliebtes Stuttgarter „Häusle“.

Zu Beginn des ersten Bandes seiner „Erinnerungen“ erwähnt Theodor Heuss, daß es u. a. der jetzt aus dem Amt scheidende Kanzler Konrad Adenauer war, der ihm sagte, er — Heuss — sei dazu berufen, die Geschichte unserer Zeit und der ersten Jahre unserer Bundesrepublik zu schreiben. Die Jahre im Amt ließen dem Historiker kaum eine Möglichkeit zu solcher Arbeit. Erst nach dem Abschluß der Tätigkeit als Bundespräsident konnte er in der schwäbischen Hauptstadt an die Abfassung seiner Memoiren gehen. Der Verfasser profilierter Biographien von Friedrich Naumann, Robert Bosch, Anton Döhrn und Hans Poelzig hatte nun das eigene, reichbewegte Leben als Politiker, Gelehrter und Publizist zu schildern, nachdem er zuvor bereits seine eigenen Jugendjahre behandelt hatte.

Wer diese 460 Seiten gelesen hat, weiß, daß es sich hier um einen überaus bemerkenswerten Beitrag zur deutschen Zeitgeschichte handelt. Frei von allem falschen Pathos, „gelegentlich sehr subjektiv“, sehr lebendig und plastisch schildert der Autor sein Leben und Schaffen in den Jahren 1905 bis 1933. Es ist sein Bestreben, ein klares Bild seiner Entwicklung zu geben und das unmittelbare Erleben nicht durch spätere Erkenntnisse verdrängen zu lassen. Das ist ihm sicher weitgehend gelungen. Die Sprache ist oft herb und etwas spröde, immer aber offen und unmißverständlich.

Zur Beurteilung vieler einflußreicher Persönlichkeiten im politischen Leben des Kaiserreiches und der Weimarer Republik liefert das Buch wichtige Beiträge. 1905 kam der junge Liberale mit so umfassenden geistigen Interessen nach Berlin in die Redaktion der von Friedrich Naumann herausgegebenen „Hilte“. Naumann, evangelischer Pfarrer, Verfechter eines Sozialismus auf nationaler Basis und eines „Volkskaiseriums“, war bis zu seinem frühen Tod 1919 eine überaus faszinierende Persönlichkeit. Ihm hat sich Theodor Heuss immer besonders verbunden gefühlt. Bei Naumann hat er auch seine geistig und menschlich so hochbedeutende Gattin Elly Heuss-Knapp kennengelernt. Das Kapitel, das der Altbundespräsident seiner Lebensgefährtin widmet (Ihr Wirken spürt man auch in fast allen anderen), ist von bewegender Größe und Schlichtheit. Unübersehbar ist die Zahl der politisch und geistig bedeutenden Männer, denen Heuss von 1905 bis 1933 begegnete. Er hat aus seinen Sympathien und Antipathien nie einen Hehl gemacht — und damit nicht immer Beifall gefunden. Sein

Großer Futtermangel in Chruschtschews „Neuland“

M. Moskau. Wie in den vergangenen Jahren, droht auch in diesem Jahr wieder einigen Zehntausenden von Rindern Kasachstans der Hungertod infolge Futtermangels. Obwohl das kasachische Sowjetregime Ende August allen Sowchosen und Kolchosern einen 15prozentigen Zuschlag zum Arbeitslohn für die Futtereinbringung zugesagt hatte, sind in den meisten Gebieten der Republik die eingeplanten Futterbestände nicht einmal zur Hälfte vorhanden, in einigen Gebieten sogar zu weniger als einem Drittel.

Schon im Juli hatte die „Kasachstanskaja Prawda“ vor den Folgen einer zu schleppenden Futtereinbringung gewarnt und davor, daß der Winter wieder mit jenen grausam abrechnen werde, die aus dem vergangenen Jahr, in dem „Zehntausende von Rindern“ infolge von Mißwirtschaft und Futtermangel eingegangen seien, keine Lehre gezogen haben.

Warschau verweigert Lohnerhöhungen

M. Warschau. Vor Werftarbeitern in Gdingen hat das Politbüromitglied Kliszko angekündigt, daß „im Interesse einer unverminderten Fortführung der Investitionsmaßnahmen zusätzliche Mittel für Konsumwerke nicht bereitgestellt werden könnten. Kliszko hat damit die auf einigen Betriebsversammlungen in den vergangenen Wochen erhobenen Forderungen nach Lohnerhöhungen um 10 bis 15 Prozent zurückgewiesen, die im Hinblick auf die jüngsten Preisanhebungen verlangt worden waren.

Kliszko erläuterte die Haltung des Warschauer Regimes mit der Notwendigkeit, durch weitere Investitionen Arbeitsplätze für die zahlenmäßig stärker gewordene Nachkriegsgeneration zu schaffen. Lohnerhöhungen müßten in der gegenwärtigen Situation und im Hinblick auf die beschränkte Warendecke unvermeidlich zu weiteren Preissteigerungen und schließlich zu einer Inflation führen.

Verhältnis zu Gustav Stresemann zum Beispiel wurde nie herzlich, blieb auch zu Breitscheid distanziert. Höchst interessant seine Begegnung mit dem Fürsten Bülow, dessen Schattenseiten er früh erkannte. Welche Fülle kurzer Charakteristiken über Friedrich Ebert, den Grafen Brockdorff-Rantzau, über General Groener, Brüning, Joseph Wirth usw. bis zu Ernst Lemmer!

Die Ostpreußen werden mit Interesse den launigen Bericht über eine Wahlreise nach unserer Heimat 1923 und über die Begegnungen mit Käthe Kollwitz lesen. Mit unserm als Autor einst so bekannten Landsmann Carl Bulcke betraute Heuss gemeinsam den Schriftstellerverband. Auch zu August Winnig, dem einstigen Oberpräsidenten und Reichskommissar, bestanden Verbindungen. Als Reichstagsabgeordneter hat er — der doch in engster Verbindung mit geistigen und künstlerischen Kreisen stand — u. a. auch für ein Bild Lovis Corinths plädiert. Man erkennt eigentlich erst so recht bei der Lektüre dieser „Erinnerungen“ wieder, wieviel von höchst bedeutenden Ereignissen und Entwicklungen aus den ersten dreißig Jahren unseres Säkulums schon halb vergessen ist. Und selbst wenn man sich den politischen und persönlichen Wertungen des Autors durchaus nicht immer anschließt, bleibt man ihm dankbar für die große Schau eines bedeutenden Mannes, der viel Verantwortung mitgetragen hat. Dem zweiten Bande, der ja nun erst die jüngste Zeit behandeln wird, sieht man mit größtem Interesse entgegen. Gerade die junge Generation wird allerdings schon aus dem ersten sehr viel erfahren und lernen, wie im ersten Drittel unseres



Kurische Nehrung: Fischerhaus in Pillkopen

Foto: Ilse Päßler

20. Jahrhunderts gestrebt, gedacht, geplant und gestritten worden ist.

(Theodor Heuss: Erinnerungen 1905/1933. Rainer Wunderlich Verlag, Hermann Leins, Tübingen, 460 Seiten, 19,80 DM.

UNSER BUCH

Günter Grützner: Die Pariser Kommune. Macht und Karriere einer politischen Legende! Die Auswirkungen auf das politische Denken in Deutschland. Westdeutscher Verlag, Köln. 279 Seiten, 29,— DM.

Der Aufstand linksradikaler Kräfte, der 1871 nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges in Paris ausbrach und neue große Schrecken über die Hauptstadt Frankreichs heraufbeschwor, hat bis zu den politischen Auseinandersetzungen in Europa in den folgenden Jahrzehnten eine große Rolle vor allem in der Propaganda gespielt. In den Tagen der „Pariser Kommune“ wurden von den Rebellen Tausende von Bürgern — darunter als Geiseln u. a. der Erzbischof von Paris, gefangene Generale, mißliebige Politiker umgebracht. Man erlebt hier ein Vorspiel grauenvoller Szenen, wie sich später 1918 in der Münchener Räterepublik, im sowjetischen Revolutionszeitalter und bei kommunistischen „Befreiungen“ nach 1945 wiederholten. Nach der Niederwerfung des Pariser Aufstandes sind dann von den einrückenden republikanischen Truppen noch Zehntausende füsiliert worden.

Karl Marx selbst hat in seinem propandistisch-tendenziösen Werk „Der Bürgerkrieg in Frankreich“ die Legende um die „Pariser Kommune“ mitgeschaffen. Er bemühte sich, der von den verschiedensten Kräften getragenen Bewegung die Note einer kommunistischen Massenerhebung zu geben. Lenin war als getreuer Schüler von Marx ebenso bereit, die Pariser Rebellion in seinem Sinne zu deuten. Nach der Machtergreifung 1917 taufte der Moskauer Diktator beziehungsweise auf die beiden größten sowjetischen Schlachtschiffe auf die Namen „Oktoberrevolution“ und „Pariser Kommune“. Grützner zeigt in seiner wissenschaftlichen Analyse, wie durch mehrere Jahrzehnte gerade auch in Deutschland das „Pariser Ereignis“ in der Auseinandersetzung der Parteien eine ungeheure Bedeutung erhielt. August Bebel hatte mehrfach in jenen kämpferischen Zeiten im Reichstag den „Kommunarden seine Sympathie bezeugt. Auf der anderen Seite wurde Paris 1871 als warnendes Zeichen des Umsturzes und des militanten Klassenkampfes gewertet. Das Buch vermittelt höchst interessante Einblicke in die Zeiten des Sozialistengesetzes, der ersten sozialen Gesetze usw.

Der rote „Marschall von Polen“

(OD) — Die Ernennung des rotpolnischen Verteidigungsministers Marian Spychalski zum Marschall von Polen ist überraschend. Außerlich findet sie ihre Begründung darin, daß die neue polnische Armee ihr 20jähriges Bestehen feiert. Der Titel des Marschalls von Polen ist nur selten verliehen worden. In der Zwischenkriegszeit besaßen diesen Rang nur Pilsudski und sein Nachfolger Rydz-Smigly. Der Verleihung des Titels an den zweiten löste im damaligen polnischen Offizierskorps erheblichen Unwillen aus. In der Nachkriegszeit wurde der erste Oberbefehlshaber der neuen Armee, Rola-Zymierski, Marschall. Er stürzte in der Stalinzeit und wurde durch den sowjetischen Marschall Rokossowski ersetzt, den der Oktober 1956 sein Amt in Polen kostete. Spychalski, der zwar ein Gomulka-Freund ist, aber nicht als starke Persönlichkeit gilt, verdankt den Marschallstab nur dem Umstand, daß die rote polnische Armee zu ihrem Jubiläum geehrt werden sollte. In der Armeeführung ist seit einiger Zeit die sogenannte Partisanengruppe bestrebt, in den Vordergrund zu dringen. Es handelt sich dabei um Offiziere wie die Generale Korczynski und Moczar, die sich als Widerstandskämpfer Meriten erworben haben, heute politisch zu den Scharmachern gehören und nichts von Liberalisierung wissen wollen. Spychalski ist nicht ihr Mann. Die Partisanen haben vor noch nicht langer Zeit die Absetzung des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, General Frey-Bielecki, erreicht, der Spychalski nahestand. Die Gruppe hat die Unterstützung des ZK-Sekretärs Strzelecki gewonnen. Die Marschallwürde für Spychalski kann nicht verschleiern, daß es weiterhin im polnischen Offizierskorps gärt.

Die „Neue Zürcher Zeitung“ beleuchtet den Werdegang des neuen polnischen Marschalls. Sie schreibt:

„Daß jetzt General Spychalski den höchsten militärischen Grad erhält, den Polen zu vergeben hat, entbehrt nicht einer gewissen Kuriosität. Spychalski war früher Architekt; er hat, abgesehen von seiner Tätigkeit in der Partisanenbewegung, keine höhere militärische Ausbildung genossen und verfügt über wenig Erfahrungen in der Truppenführung.“

Ueber 100 Bischöfe durften nicht nach Rom

Der Ostblock richtete sich nach Moskaus Beispiel — Von Entspannung keine Rede

Von George Popoff

NP Rom.

„Können wir blind sein und nicht die vielen leeren Plätze in dieser Versammlung sehen? Wo sind unsere Brüder aus den Ländern, in denen die Kirche bekämpft wird?“ Diese Frage stellte Papst Paul VI. in der Rede, die er bei Beginn des zweiten Konzils-Abschnittes hielt. Ein Wutgeheul in der kommunistischen Presse Italiens war die Antwort. Sie verlangte Beweise für die Behauptung, die Bischöfe des Ostblocks seien an der Reise nach Rom gehindert worden. Sind die über hundert leeren Sitze in der Peterskirche nicht Beweis genug?

Sehr schnell war der Vatikan diesmal mit Zahlen bei der Hand: Polen, das wichtigste katholische Land im Ostblock, hat 65 Bischöfe. Von ihnen kamen mit Kardinal Wyszynski nur 22 nach Rom. Von den für Polen reservierten Plätzen blieben also 43 leer. Von den 20 Bischöfen der Tschechoslowakei erhielten nur zwei die Genehmigung für die Reise nach Rom. Einer der 18 leeren Plätze war für den Prager Erzbischof Bernwardin reserviert. Zwar wurde er dieser Tage freigelassen, doch blieb ihm die Teilnahme am Konzil versagt. Von den 18 ungarischen Bischöfen kamen nur vier nach Rom. Den übrigen wurde die Reise untersagt. Zu ihnen gehört Kardinal Mindszenty, der noch immer Asyl in der Budapest US-Gesandtschaft beanspruchen muß.

Von den drei Bischöfen, die noch in Litauen residieren, befinden sich zwei — Steponavicius und Skladkevicius — in sowjetischer Haft. Vom dritten — Mazelis — wird von Amtsärzten behauptet, er sei zu krank, um nach Rom reisen zu können. Von den Bischöfen Rumäniens, Bulgariens und Albaniens darf nicht ein einziger am Konzil teilnehmen. Auch den beiden Bischöfen von Estland und Lettland wurde die Ausreise verweigert. Unbesetzt ist ferner der Platz des einzigen katholischen Bischofs der Ukraine, Hopko. Rechnet man die zehn in Rotchina noch amtierenden Bischöfe hinzu, von denen nicht einer am Konzil teilnehmen darf, kommt man auf über 100 leere Sitze in der Peterskirche. Da keiner der Kirchenfürsten freiwillig zu Hause geblieben ist, kann ihr Fernbleiben nur mit „höherer Gewalt“ erklärt werden.

Die hier erwähnten Bischöfe nahmen schon am ersten Sitzungsabschnitt des Konzils nicht teil. Beim Vatikan bestand jedoch Hoffnung, daß sich im Ostblock ein Gesinnungswandel vollziehen würde. Moskau hatte mehrfach zu erkennen gegeben, daß dem Kreml an einer Normalisierung der Beziehungen zum Vatikan gelegen sei. Diese Hoffnung trug. Offenbar wartet Chruschtschew darauf, daß sich der Papst zu Vorleistungen bereit zeigt. Das wird nicht der Fall sein. Der Vatikan möchte als gleichberechtigter Partner gelten, der das, was mit Moskau auszuhandeln ist, Zug um Zug erledigt. Wem an einer Verständigung gelegen ist, darf die Verhandlungen nicht mit kleinlichen Schikanen einleiten.

Die hier erwähnten Bischöfe nahmen schon am ersten Sitzungsabschnitt des Konzils nicht teil. Beim Vatikan bestand jedoch Hoffnung, daß sich im Ostblock ein Gesinnungswandel vollziehen würde. Moskau hatte mehrfach zu erkennen gegeben, daß dem Kreml an einer Normalisierung der Beziehungen zum Vatikan gelegen sei. Diese Hoffnung trug. Offenbar wartet Chruschtschew darauf, daß sich der Papst zu Vorleistungen bereit zeigt. Das wird nicht der Fall sein. Der Vatikan möchte als gleichberechtigter Partner gelten, der das, was mit Moskau auszuhandeln ist, Zug um Zug erledigt. Wem an einer Verständigung gelegen ist, darf die Verhandlungen nicht mit kleinlichen Schikanen einleiten.

Mit „kleinen Fehlern“ ...

Ostblock blamiert sich bei seinen Kunden

Lokomotiven springen aus den Schienen

co. Wenn zum Beispiel eine bolivianische Zeitung den Zuschritten empörter einheimischer Kraftfahrer Raum gibt und darüber schreibt „Lateinamerika — der Autofriedhof für tschechoslowakische Lastwagen“, dann bedeutet das eine schwere Prestigeinbuße nicht nur für die Erzeugnisse der einst gerühmten tschechischen Kraftfahrzeugindustrie, sondern zugleich für den Kommunismus. Entwicklungsländer sind ersten besonders empfindlich, und zweitens können sie jederzeit die mangelnden östlichen „Liebesgaben“ mit technisch einwandfreien und dauerhaften westlichen Lieferungen vergleichen.

Dabei verbindet der Osten seine Versprechungen zuweilen mit unverhüllten politischen Forderungen. Als zum Beispiel die indonesische Regierung auf einen langfristigen Rubelkredit Wert legte, da verlangten die Sowjets, Djakarta möge „als Dank“ drei Minstersessel mit Kommunisten besetzen. Als die Indonesier meinten, diese „Sinsen“ seien denn doch zu hoch, sagten die Sowjets, sie könnten den Kredit nicht „billiger“ hergeben als um den Preis wenigstens eines Schlüsselministeriums: Finanzministerium, Landwirtschaftsministerium oder Arbeitsministerium.

Aber es brauchen durchaus nicht politische Forderungen zu sein, an denen sich die Empfängerländer den Geschmack verderben. Wenn zum Beispiel in einer Lieferung sowjetischer Kohle für ein japanisches Stahlwerk Kabel, Holz und Eisen und am Ende sogar eine Sprengpatrone zu finden sind, dann würde man das — wüßte man nicht, daß kommunistische Staatszehen schludrig arbeiten — fast als Sabotage ansehen müssen. In anderen Kohlenlieferungen aus der Sowjetunion waren ungewöhnlich viel Asche und Schwefel.

Ärgerlich wurden auch die Käufer sowjetischen Roh Eisens und Zinns im Roh Eisen war so viel Kohlenstoff, daß seiner Weiterverarbei-

tung große Schwierigkeiten im Wege standen. Im Zinn fanden sich bis zu 35 Prozent Verunreinigungen, während sonst ein Prozent Verunreinigungen zugestanden werden.

Fast noch ärgerlicher als bei Rohstoffen sind Liefermängel bei fertigen Industrieprodukten. Sowjetische Gesteinsbohrmaschinen wurden beim Bau des Assuan-Staudammes in Ägypten nicht mit dem harten Felsgestein fertig. Es mußten schwedische Bohrmaschinen bestellt werden. Die russischen Ingenieure, denen der Dammbau übertragen ist, knirschten zwar mit den Zähnen, kamen aber ohne das „kapitalistische“ Bohrgerät nicht weiter.

Besonders negative „Leistungen“ vollbringen offenbar die Tschechen. Außer bei den nach Südamerika gelieferten Lastkraftwagen zeigten sich Mängel an Getreidemöhlern, die in Ägypten aufgestellt wurden, aber schon nach den ersten Körnern Mahlgut versagten, und an Diesellokomotiven, die wegen wackeliger Radabhängungen immer wieder aus den Schienen sprangen, und an deren Schaltvorrichtungen die Maschinisten jeweils nur kurze Freude hatten.

Kulturhaus

Sensburg (Jon). Ein neues sogenanntes „Kreiskulturhaus“ der kommunistischen Partei wurde in Sensburg erbaut. Den Eingang des wichtig wirkenden Baues zieren drei bis zum Dach reichende runde Säulen, die an den klassizistischen Baustil erinnern sollen.

Bergkiefern gegen fliegenden Sand

Nidda (o). 250 000 vierjährige Bergkiefern sollen angeblich von Studenten aus Wilna in der Nähe Niddens gepflanzt worden sein. Mit dieser Pflanzung soll versucht werden, dem fliegenden Sand Einhalt zu gebieten.

Ohne den großen Atem der Weltstadt

Die Berliner Festwochen stehen an einem Wendepunkt

Von unserem Berliner M.Pf.-Korrespondenten

Als Ernst Reuter die Berliner Festwochen vor zwölf Jahren ins Leben rief, dienten sie zuerst einmal der Ankurbelung eines Touristenverkehrs überhaupt. Damals mußte man noch an das Mitgefühl der westlichen Welt für die hartgeprüfte Stadt appellieren. Das ist längst überflüssig geworden. Ein zweiter Motor für die Festwochen war, den Ost-Berlinern und Mitteldeutschen eine gedrängte und erlesene Schau westlicher Kultur, aber auch westlicher künstlerischer Experimente zu bieten. Die, auf die es ankam, machten lebhaften Gebrauch von diesem Angebot. Heute sind sie, auf tragische, unvorstellbare Weise daran gehindert.

Was bleibt? Seit 1961 sollen die Festwochen — und das durchaus weiter im Interesse der Eingekerkerten — ein Beitrag zur politischen, zur geistigen Selbstbehauptung der Stadt sein. So gesehen, tut niemand Berlin einen Gefallen, wenn er berechtigte Kritik zurückschraubt, wenn er verschweigt oder beschönigt.

Der bisherige ständige Leiter der Festwochen, Gerhart von Westerman, hatte es mit wechselndem Erfolg doch immer wieder verstanden diesem Ereignis jeweils durch starke Akzente ein Gesicht zu geben, wobei die Schwerpunkte wechselnd beim Theater, bei der Oper, dem Ballett oder der Musik lagen. Spitzenleistungen aus dem Ausland wurden in Berlin erstmals für Deutschland präsentiert; es gab epochenmachende Welt-Uraufführungen, wie 1956 Hans Werner Henzes Oper „Il Re Cervi“ („König Hirsch“) und die Berliner Kräfte, besonders die Bühnen, wetteiferten mit den auswärtigen Gästen. Kurz, die Festwochen hatten Atmosphäre.

Nun aber starb, im Februar dieses Jahres, Festwochenleiter von Westerman, sein interimistischer Nachfolger, Wolfgang Stresemann, ließ die Dinge laufen, und auch der Personenwechsel an der Spitze des zuständigen Senatsamtes wirkte sich ungünstig aus. Die Folge waren Festwochen, für die sich niemand so recht verantwortlich fühlte.

„Bunter Teller“

„Wir dürfen sicher sein“, hatte der Senator für Kunst und Wissenschaft, Dr. Arndt, angekündigt, „daß auch die diesjährigen Festwochenbeiträge künstlerische Erlebnisse hohen Ranges sein werden, die geeignet sind, Berlins kulturelle Strahlkraft zu erweisen.“ Dahinter lag unausgesprochen der optimistische Gedanke, daß Kunst, irgendwelche Kunst allein dadurch Bedeutung gewinnt, daß sie in Berlin dargeboten wird. Das aber erwies sich als fataler Irrtum. Aus Mittelmäßigkeit wird auch in Berlin nichts Besonderes. Der bunte Teller, der uns diesmal angeboten wurde, konnte Berlins „Strahlkraft“ nicht erweisen, noch verwandelte Berlins Strahlkraft den bunten Teller in ein musikalisches Ereignis.

Berliner Festwochen und ostdeutsche Musik

Will man heute in Berlin ostdeutsche Musik hören, Musik aus Ost- und Westpreußen, aus Pommern, Posen oder Schlesien, so ist guter Rat teuer. Höchstens im Berliner Hause der ostdeutschen Heimat wird solche Musik zugelassen. Sonst aber spielt sie in der ehemaligen Reichshauptstadt eine Aschenbrödelrolle. Denn Berlin, das avantgardistische, snobistische Berlin, ist heute ganz auf „Weltmusik“ eingestellt. Als man in den diesjährigen Berliner Festwochen pflichtschuldig der vor 150 Jahren geborenen Meister Wagner und Verdi gedachte, ließ man sich zwar das „Meistersinger“-Vorspiel und das „Siegfried“-Idyll gefallen, hütete sich aber in Reden und Diskussionen vor einem entschiedenen Bekenntnis zum Deutschum Wagners, zu der unverwechselbar deutschen Art seiner Musik. Dagegen ließ man den „Italianissimo“ Verdi einigermaßen gelten.

1955 waren die Berliner Festwochen (wenn auch nur zu einem kleinen Teil) auf die „Leistung des deutschen Ostens“ eingestellt, und es gab ein (freilich erbärmlich schlecht platziertes) Konzert des Berliner Philharmonischen Orchesters mit Werken von E. T. A. Hoffmann, H. Goetz, W. Jentsch, K. Loewe und O. Besch. Dirigent war Mathieu Lange, der übrigens jetzt wieder einmal um kräftigere behördliche Förderung seiner bedrohten Singakademie kämpft. Seitdem ist das Gesicht der Berliner Festwochen immer „internationaler“ geworden. Das Kluggeschätz um die neue, neueste Musik hat zugenommen. Neue Propheten tauchen auf und vernebeln die Atmosphäre durch dunkle Sprüche Symbol und Mythos in der Musik wurden schon im Frühling dieses Jahres eifrig beschworen, und die nächsten Festwochen sollen — mit besonderer Berücksichtigung der afrikanischen Völker — dem Rhythmus dienen, einem Begriff also unter dem man sich alles und nichts vorstellen kann. Vereinte Nationen? Ja! Esperanto-Musik? Nein! Und zweimal nein, wenn diese im Zeichen der Zwölftönerei steht, was diese im Zeichen der Zwölftönerei steht, was diese, alle nationalen Unterschiede verwischende Gleichmacherei bedeutet. Der Baum der deutschen Kunst sollte fest in der Heimat Erde verwurzelt bleiben, die Zweige können dann beliebig weit in andere Länder hinüberreichen. Es heißt die Wurzelpflege der deutschen Musik gefährden, wenn Berlin sich so brüsk der Musik des deutschen Ostens verschließt, wie es heute der Fall ist.

Dr. Erwin Kroll

Man hatte es mit Goethes Schauspielregisseur gehalten: „Wervielles bringt, wird manchem etwas bringen...“ So geriet das Ganze zu etwas wie einem musischen Oktoberfest; allzu viele der siebzehn Festwochentage liefen einfach leer.

Drei westdeutsche Erfolgs-Inszenierungen vermochten das Geschehen auf der Schauspielbühne zu beleben: Düsseldorf mit „Medea“, Bremen mit „Die Geisel“, Baden-Baden mit „Les Caprices de Marianne“. Aber die Berliner Bühnen...?

Eigentlich hätte man sich für sie eine Chance ausrechnen können. Allein schon durch ihre Anzahl. Berlin besitzt derzeit 17 Bühnen, die ständig spielen. Der Festwochenbesucher konnte zwischen 73 verschiedenen Titeln wählen, darunter 12 Premieren. Aber es geschah nichts, oder so gut wie nichts.

Dabei hatte der Senat die sogenannten kleinen Bühnen durch besondere Zuschüsse ermutigt und in die Lage versetzt, je eine Uraufführung herauszubringen und sich dafür auch teurere Kräfte als sie sonst engagieren können, zu leisten. Doch das ging alles daneben. Niemand hatte gewarnt, niemand hatte die Textbücher jener „Uraufführungen“ rechtzeitig eingesehen. Der Schaden ist erheblich, denn schließlich hatte der auswärtige Gast mit Recht darauf vertrauen können, daß alles, was im offiziellen Festwochenprogramm angezeigt ist, mindestens Minimal-Niveau besitzt. „Was, das soll Theater sein, Berliner Theater!“ wird mancher Besucher einer jener Uraufführungen ausgerufen haben.

Aber auch die größeren Privat- und die städtischen Bühnen haben die Festwochen nicht zu beleben vermocht.

Das Bemerkenswerte fand am Rande statt, und zwar in Berlins schönstem Bauwerk, dem Schloß Charlottenburg. In seiner Eichengalerie gab es musikalische Leckerbissen, in der Orangerie die interessante Ausstellung „Die Ile de France und ihre Maler“ und im Knobelsdorff-Flügel die Jubiläumsausstellung zum 200jährigen Bestehen der Staatlichen Porzellanmanufaktur, KPM.

Ebenso am Rande, und ganz zum Schluß, so daß es am Gesamteindruck nichts mehr zu ändern vermochte: das zauberhafte „Schwarze Theater“ aus Prag und die „Drei kleinen Liturgien“ von Messiaen, ein Werk inbrünstiger religiöser Verzückung, dargeboten vom Mädchenchor und Kammerorchester des französischen Fernsehens.

Ein Ereignis auf dem Gebiet der Orchester-musik, das leider im Rahmen der etwas wenig festlichen Wochen zum Tragen kam, war Hans Werner Henzes 4. Symphonie, die Henze mit den Berliner Philharmonikern zur deutschen Erstaufführung brachte. Henze, der größte lebende deutsche Komponist, ist den Berliner Festwochen seit 1956 ununterbrochen treu geblieben; Jahr um Jahr zeigt er hier, wie er sich auf dem Weg befindet, die Diktatur der sterilen sogenannten modernen Musik zu brechen. Henze bedeutet die Renaissance einer aus Phantasie, Gefühl und Erregung geborenen, also der wirklichen Musik...

„Philharmoniker im Zirkus-Zelt“

Nun hatten diese Festwochen, allerdings erst am letzten Tage, wenigstens einen äußeren Höhepunkt, nämlich ein von Anfang an lebhaft umstrittenes neues Bauwerk: Hans Scharouns neue Philharmonie am Kemperplatz, am Rande des Tiergartens. Sie wurde am 15. Oktober mit einer Aufführung der IX. Symphonie von Beethoven unter der Stabführung von Karajan eingeweiht.

Der Konzertsaal ist ein Experiment. Das Orchesterpodium befindet sich in seiner Mitte und die in Gruppen gegliederten Sitzreihen steigen darum herum „wie Weinberge an den Hängen eines breiten Tals“ empor. So drückte der Architekt seine Absicht aus, der hier eine „neue Art von Beziehung zwischen Mensch, Raum und Musik“ schaffen wollte.

Das Gebäude hat sozusagen keine Fassade; der Putz ist wie eine Haut über die Innenräume und Treppenaufgänge gezogen, so sind von außen Winkel, Vorsprünge, Galerien in völliger

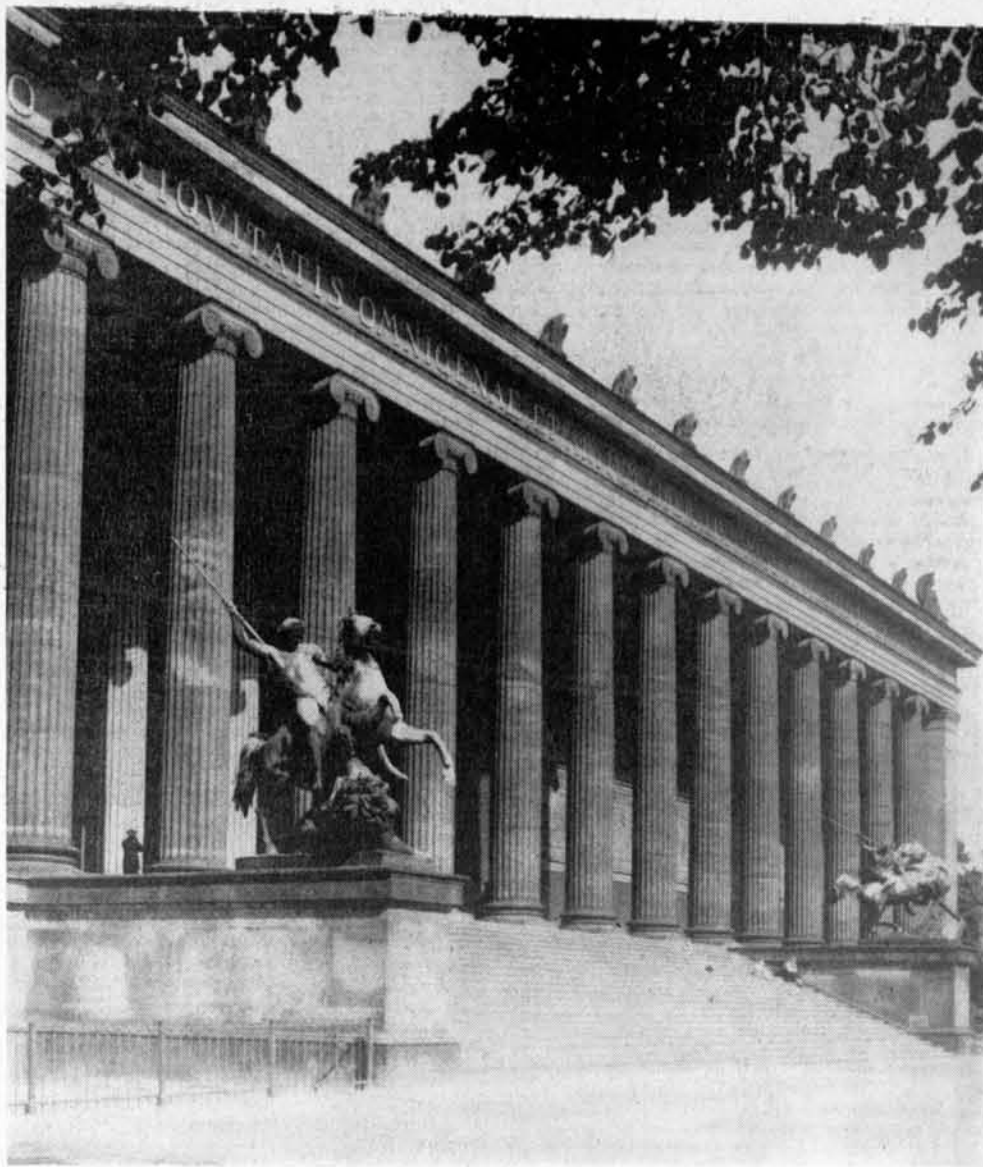
„Volkseigene“ Direktoren unter Beschuß

Riesengehälter für schlechte Betriebsorganisation — „Werkstätige“ rebellieren

Berlin (co). „Das Leistungsprinzip sollte für alle, auch für die verantwortlichen Betriebsleiter gelten!“ eifert ein Ost-Berliner Kreissekretär der FDJ im SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“. „Oft kommt es in den Betrieben zu stürmischen Debatten. Man ärgert sich schimpft, wenn die Leiter etwas falsch machen. Darum müßte ein schlechter Leiter, so meinen die Arbeiter, weniger verdienen als ein guter.“

Wie so oft in der Vergangenheit stehen die Direktoren „volkseigener“ Betriebe Ulbrichts wieder einmal unter schwerem Beschuß. Gründe dafür gibt es genug. Die Pläne werden nicht erfüllt, und die Qualität vieler Industrieerzeugnisse läßt noch immer zu wünschen übrig. Neu an der jetzigen Kampagne ist jedoch, daß Neu an der zunehmenden Maße „Aktivisten“ und „sozialistische Brigaden“ als Kritiker auftreten. Sie beschweren sich vor allem über die schlechte Betriebsorganisation, die immer wieder zu oft sehr langen Arbeitsunterbrechungen führt.

Zwar gibt es keine offiziellen Angaben über das Einkommen der roten Manager,



Das Alte Museum, von Schinkel 1824/30 auf der Museumsinsel am Lustgarten erbaut, mit der Freitreppe und der von achtzehn ionischen Säulen gebildeten Vorhalle.

Das Foto wurde entnommen dem Band „Unvergessenes Berlin“, Haude & Spensersche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Asymmetrie entstanden, und das Dach wirkt wie das Zelt eines Zweimasten-Zirkus. Gewiß, im Innern erfüllt der Bau seine Funktion, aber jedes Bauwerk hat schließlich auch städtebauliche Funktion und ganz besonders in Berlin, und dazu noch in einer so freistehenden Lage. Man braucht nicht konservativ zu sein — aber die nahe Kongreßhalle beweist, daß es auch revolutionäre Lösungen geben kann, die ansprechend sind.

Scharouns Lösung ist genau besehen aber nicht zeitgemäß. Das Gebäude ist ein Stück Sturm und Drang aus den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, heute naturgemäß schal und abgestanden. Und ob es im Innern wirklich eine neue Beziehung zwischen Mensch, Raum und Musik verwirklicht, läßt sich nach der glanzvollen Eröffnung mit Beethovens Neunter noch nicht sagen.

1964: Rhythmus

Ein „Bunter Teller“ in diesem Jahr, wird das Pendel der Festwochen im kommenden Jahr extrem nach der anderen Seite ausschlagen. Von nun an sollen die Festwochen jedesmal unter einem bestimmten Motto stehen, das für 1964 „Rhythmus“ heißt. Das könnte fruchtbar sein für Musik und Tanz, auch für Dichterlesungen, Vorträge und Ausstellungen, aber wohl kaum, jedenfalls ohne gewaltsame Interpretation, für das Schauspiel. Lassen wir uns überraschen.

Berlin muß aus den Schwächen der diesjährigen Festwochen gelernt haben. Wir hoffen, daß es den Rang, den es politisch in der Welt einnimmt, auch kulturell bewahrt und immer wieder neu unter Beweis stellt.

seits gibt es gediegene Fachleute, die einen verzweifeln, aber vergeblichen Kampf gegen die unsinnigen Planvorschriften führen. Sie sind „oben“ schlecht angeschrieben, weil sie die objektiven Schwierigkeiten, wie Fehlplanungen, Materialmangel und ähnliches mehr, in den Vordergrund stellen. Für die Partei gibt es jedoch nur „subjektive“ Schwierigkeiten.

Die Leiter der „volkseigenen“ Brikettfabriken beispielsweise werden seit Jahr und Tag wegen der schlechten Qualität ihrer Erzeugnisse kritisiert, ohne daß sich etwas ändert. Im Gegenteil, die Qualität sinkt weiter ab. Das liegt zu einem erheblichen Teil an den sich ständig verschlechternden geologischen Verhältnissen im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau, was sogar vom „Neuen Deutschland“ in seiner jüngsten Kritik zugegeben wird. Doch dann heißt es: „Man muß daher die Dinge komplex anpacken, die Brikettierung komplex leiten, wie das zu einer wissenschaftlichen Führungstätigkeit gehört.“ Was soll ein Betriebsleiter mit diesem Parteichinesisch anfangen?

Ein anderes Beispiel. Die Sodawerke „Karl Marx“ erzeugen einwandfreie Ware. Trotzdem gibt es im Export ständig Reklamationen. Der Grund: Die Säcke können nicht sachgerecht gelagert werden und verderben! Die Werkleitung hatte schon vor Jahren die Errichtung eines neuen Lagerraums beantragt, doch ohne Erfolg. Jetzt hat, wie die Ost-Berliner „Tribüne“ meldet, eine Kontrollkommission die Lage untersucht und erneut festgestellt, daß „eine mustergültige Lagerung der Säcke größere Investitionsmittel erforderlich macht“. Da diese nicht bewilligt werden können, soll „als Zwischenlösung eine staubfreie Beheizung des Lagerraums geschaffen werden“. Und um Energie zu sparen, soll dazu auch noch die Wärme der Rauchgase genutzt werden. Was der Direktor der Sodawerke von dieser Entscheidung hält, wird nicht berichtet.

100 Kilometer U-Bahn-Netz

Mit der Inbetriebnahme des neuen 3,4 Kilometer langen Streckenabschnittes des Berliner U-Bahn-Netzes von Grenzallee bis Britz-Süd im Bezirk Neukölln sind seit 1953 nunmehr in Westberlin insgesamt 17,1 Kilometer U-Bahn-Strecken mit achtzehn Bahnhöfen gebaut worden. Die weitgehend aus dem Bundeshaushalt aufgetragenen Gesamtkosten betrugen 298 Millionen Mark.

Das gesamte Berliner U-Bahn-Netz ist jetzt nahezu einhundert Kilometer lang. 71 Kilometer Strecke mit 78 Bahnhöfen liegen auf Westberliner Gebiet, 26 Kilometer mit 33 Bahnhöfen im Ostsektor der alten Reichshauptstadt.

Berlin und Potsdam in zwei Kalendern

Zwei großformatige Bildkalender über das Unvergessene Berlin und das Unvergessene Potsdam hat die Haude & Spensersche Verlagsbuchhandlung GmbH (Berlin 12) für das Jahr 1964 erneut herausgebracht. Auf jeweils zwölf Kunstdruckseiten werden reizvolle Ansichten, historische Gebäude und bemerkenswerte Kunstschatze aus jener Zeit vorgestellt, in der Berlin und Potsdam noch unberührt von Krieg und Nachkriegszeit eine Welt des Friedens bedeuteten. Jeder Kalender kostet 5,80 DM.

WERNER SCHMIDT:

Die Brautschau

Diese Geschichte hat mir meine 82jährige Mutter erzählt und die hat sie — verbürgt — von ihrer ebenfalls über 80 Jahre alt gewordenen inzwischen natürlich schon längst verstorbenen Mutter erfahren.

In jenen fernen, geruhsamen Zeiten also, als meine Großmutter noch ein junges Ding war, da gab es irgendwo im Memelländischen einen großen Bauernhof, der von dem Besitzer, einem Witwer namens Schimkat, und von seinen drei Töchtern, ehr- und tugendhaften Jungfern — regiert wurde. Es war ein stattlicher Hof, nicht nur der Größe nach. Vom Vater wurde er immer auf den Sohn vererbt und jeder trachtete nach Vermehrung des Wohlstandes.

Der letzte der Schimkatschen Bauern aber, der so langsam ins betagte Alter gekommen war, hatte keinen männlichen Erben und zu seinem größten Kummer nicht einmal einen Schwiegersohn. Das lag nun nicht etwa daran, daß es in der Umgebung keine interessierten Schwiegersöhne gab, im Gegenteil: Der Hof, der hatte schon manchen jungen Burschen der Nachbarschaft zum Nachdenken gebracht!

Dieses Nachdenken mußte aber naturgemäß alles einschließen, was so mit dem Hof, mit totem und lebendem Inventar, zusammenhing.

Nun, was das tote Inventar anbetraf, da waren sich alle Interessenten im heiratsfähigen Alter einig: da gab es nichts zu deuteln, nichts zu rütteln, das wäre schon eine Sünde wert gewesen!

Aber auch ein großer Teil der lebenden Besatzung, wie etwa der fettgepolsterte ansehnliche Schweinebestand, einige Dutzend euter-schwere Milchkühe, die vielen Hahnchen, Hennen-

Birke und Ahorn sich färben,
lächelnd herbstlicher Not —
Alles so nahe dem Sterben
und doch lebensrot!

Eh sich zum hütenden Stamme
zieht das Leben zurück,
leuchtet's noch einmal als Flamme
vor meinem staunenden Blick.

Was einst zur Sonne getrieben,
war nur verwelklicher Art.
Ewige Kraft ist geblieben
treu im Stamme bewahrt.

Walter Scheffler

chen und Hühnchen, sogar mehrere Ziegen nebst zugehörigen Böcken, all das und mehr noch hatte schon manchem, selbst klumsköpfigem, Jüngling begehrlieh gestimmt!

Doch zum Schimkatschen Hof gehörten ja nicht nur Pferde, Schweine, Hofhund und andere Viechereien, und da wohnte und arbeitete nicht nur das Gesinde — nein, da lebten ja auch der rauhbeinige, aber gutherzige Bauer (der wäre also „mitzunehmen“) und... seine Töchter: Amalie, Gret und Urte.

Zweifelloos waren die Töchter tüchtige Weibsbilder in der Haus- und Landwirtschaft, nur... alle durch die Bank schielten und lispelten sie ein wenig! Da es auch mit ihrer Geschicklichkeit nicht gerade zum Besten stand, so läßt sich denken, daß diese armen Geschöpfe nicht nur wegen übermäßiger Ehr- und Tugendhaftigkeit einsame Jungfern geblieben waren.

So hatte also auch der reiche Schimkat seinen Kummer und seine Sorgen.

Die Marjellens wurden älter und älter, und wenn sich schon im Laufe der Jahre einige Freier — meist noch arme Schlucker — einstellten, dann schielten gleich beide Parteien: Die einen aus der unglücklichen Verstellung ihrer armen Augen (wenn auch mit klopfenden Herzen) am Heiratskandidaten vorbei und dieser mit begierigen Blicken auf den Besitz!

Daß Bauer Schimkat darüber wenig erbaut war, läßt sich ja denken.

Doch der alte Schimkat hatte seinen Wohlstand nicht nur ererbt, er hatte es auch verstanden, durch eigene Tüchtigkeit und bäuerlich pfiffig-listige Art seinen Besitz zu mehren. Er war also ein echter Bauer, ein echter Ostpreuße, und folglich besaß er auch eine gute Portion, na, sagen wir: Sturheit in der Durchsetzung seines Willens. Und sein Wunsch und eiserner Wille war es: Auf den Hof gehört ein Mann!

Doch das wäre wohl für immer nur ein frommer Wunsch geblieben, wenn ihm nicht das Glück ein wenig zu Hilfe gekommen wäre.

Eines Tages, im Winter war es, da hatte unser Bauer in Heydekrug zu tun. Ein Schaden an seinem Pferdeschlitten hatte seine Heimfahrt verzögert und so war er noch zu einem Schluckchen in irgendeine Wirtschaft eingekehrt. Dort ging es hoch her und bald schon war er im Kreise fröhlicher Zecher ein willkommener Gast. Neben ihm saß ein junger Bauernsohn aus Lappien.

Dieser Bursche, weder dumm noch allzu geschick, weder arm, noch reich (aus seinen Worten entnahm es Bauer Schimkat) befand sich so quasi auf Brautschau. Einige Grogs, Bärenfangs und andere heiße ostpreußische Wintergetränke hatten ihm die Zunge gelöst, und Vater Schimkat wurde gewissermaßen zum Beichtvater seines neuen Freundes. So erfuhr er dann auch, daß sich der Michel gerade einen Korb geholt hatte. Mit der schönen Liesbeth aus Kinten wäre es schon in Ordnung gegangen, aber der Vater, ebenfalls ein reicher Bauer, war doch mehr für ein standesgemäße Partie gewesen, und so wurde der Michel mehr oder weniger höflich aus Kinten wieder hinauskomplimentiert.

Nun befand er sich auf der Rückreise ins heimische Nest, in dem er aber nur einer unter drei Brüdern war.

„Das Jungchen ist gar nicht einmal so übel“, dachte sich unser alter Bauer, der auch schon

herausgefunden hatte, daß der Michel über gute bäuerliche Kenntnisse verfügte. Gedacht und geplant: Der Lappiener Michel erhielt eine Sonntagseinladung zum Besuch der Schimkatschen Familie.

Aber Vater Schimkat gab sich keinen Illusionen bezüglich der Reize seiner Töchter hin und beschloß selber die Schlingen zum Fang des Wildes — hier des Michel aus Lappien — auszu legen.

Er ordnete an, daß sich am Besuchstag drei seiner Mägde — hübsche, dralle Mädchen — und seine Töchter zur Begrüßung am Spinnrad betätigen sollten. Der Amalie, der Gret und der Urte befahl er, unter gar keinen Umständen irgend etwas zu sagen: „Wer ein Wort spricht bekommt den Michel nicht zum Mann, verstanden? Der Michel sucht sich sein Weib allein aus!“

Der Sonntag kam und mit ihm der weithergereiste Michel in seinem Schlitten, dick ver-mummt, aber in seinem besten Staat. Schon am Tor begrüßte ihn der Bauer und verstand es, seinen Gast zunächst in die Ställe und Scheunen zu komplimentieren. Der Reichtum blendete den jungen Michel. Immer mehr erwuchs in dem Bauernsohn der Wunsch, hier heimisch zu werden.

In gehobener Stimmung betrat er das Wohnhaus und wurde vom Alten in die große, saubere, gute Stube geleitet. Verwirrt blieb der Junge an der Tür stehen und starrte auf das allerliebste Weiberidyll hinter den schnurrenden Spinnrädern. Die Mägde blitzten ihn aus ihrem Verputz so kokett an, daß es ihm direkt heiß um das Herz herum und in den Kniekehlen noch zusätzlich recht wackelig wurde — denn immerhin hatte er sich unterwegs, auch um sich Mut zu machen, einige recht kräftige Schlucke reinen Korns zu Gemüte geführt.

Der Bauer aber ließ ihm keine Zeit zur Überlegung und drängte ihn in ein Nebenzimmer. Dort kredenzte er seinem jungen Gast weitere wärmende Spirituosen, die die Stimmung des Lappieners noch um etliches erhöhten.

Dann wurde geschäftlich verhandelt. Schließlich war man sich darin einig: Der Michel heiratet eine der Töchter des Schimkat und der Bauer übergibt dem Paar das Regiment über den Hof! Einige höflich-schüchterne Einwände des Jungen verstand der alte Schimkat im neugeschenkten Klaren zu erkränken.

Dann titulierte man sich auch schon mit: „Mein Junge“ und „Papa“ und eine beiderseitige Unterzeichnung eines Ehe- und Übergabevertrages besiegelte die fast einstündige Aussprache.

„Also, Michel, meine Töchter hast Du ja schon vorhin kennengelernt, nun such Dir nur ganz in Ruhe die Beste aus“, meinte der Schimkat. Dann betrat man wieder die Gute Stube, in der die Mädchen noch immer fleißig-sittsam hinter dem Spinnrad saßen.

Da geschah aber etwas Unerwartetes. „Ach, Herrjehen, mien Spinnfoade is gereete“, schrie die Grete plötzlich, in lispelndem Tonfall (der dem Michel durch Mark und Bein ging) und sah ihn — oder den Vater, der seitlich hinter seinem künftigen Schwiegersohn stand? — mit unschuldig-betrübten Kalsbaugen an.

„Du dammlige Trine, sullst doch dien Mul hoale“, zischte daraufhin die Mali, ebenfalls lispelnd, und blickte triumphierend auf den Vater (oder auf Michel, dem plötzlich recht flau in der Magengegend wurde?)

Da aber sprang die Urte auf: „Ätsch“, rief sie in lispelnder Vollendung den beiden Schwestern zu, „ätsch, der Vater hat gesagt, wer kein

KLARA KARASCH:

Heemskesprit

Die Kutzsche saß bei Gessats vor der Haustür. Sie hatte das kleinste der Gessatschen Kinder auf dem Schoß und unterhielt sich mit den anderen, die vor ihr auf dem Hof spielten. Weil Gessats fortgefahren waren, mußte sie derweilen die Kinder betreuen.

Da kam die Frau Lingnau, die auf dem Abbau eine Wirtschaft hatte, herbei. Sie stellte den großen Deckelkorb ab, den sie überm Arm getragen hatte, begrüßte alle, setzte sich zur Kutzschen auf die Bank und sagte:

„Heeres man Fru, Se drieve sich woll alle Doag rommer?“

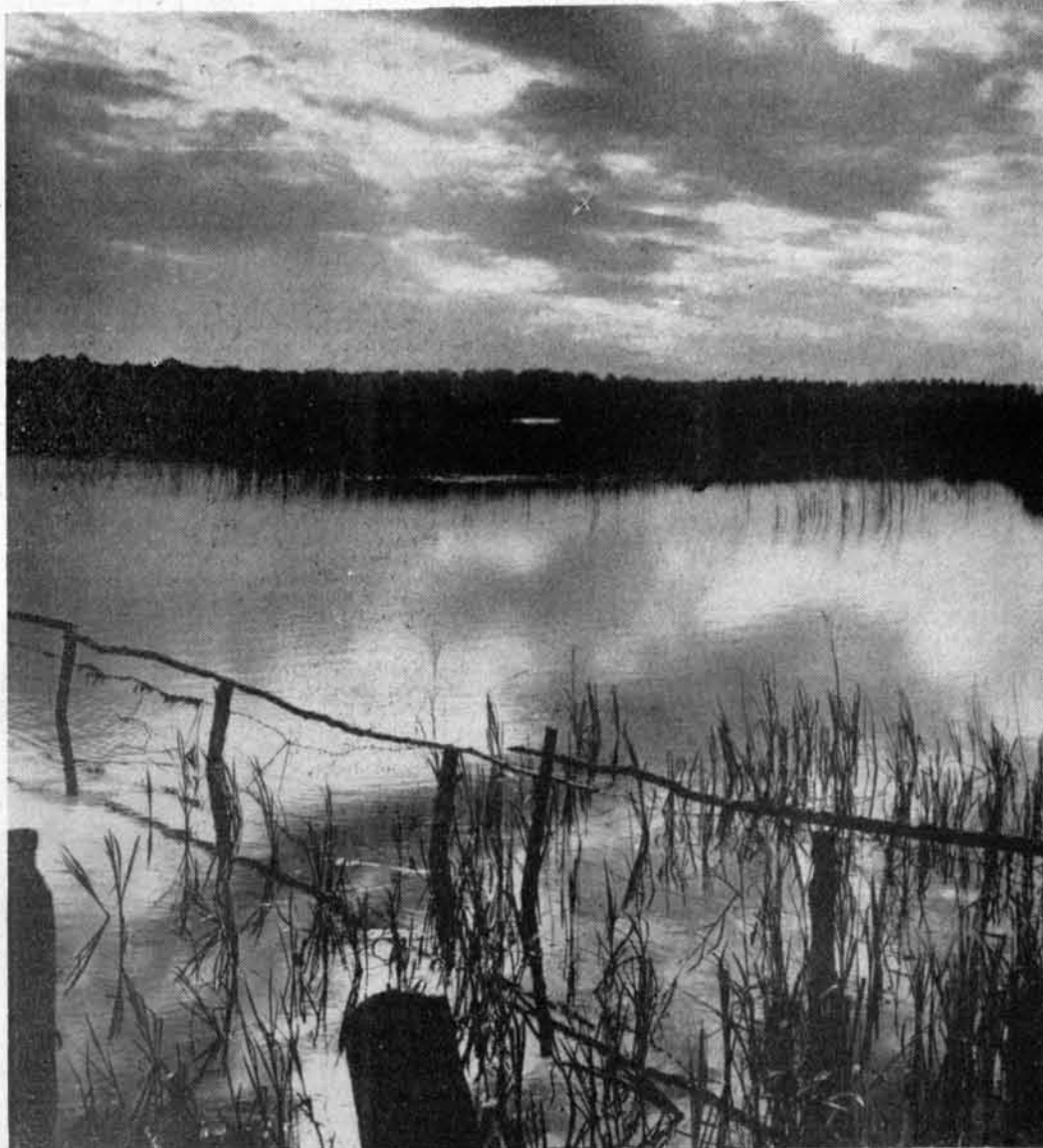
Die Alte meinte schmunzelnd: „Joa, Fruke, Se weete doch, dat öck mi wie Mällersch Heehne nähre mot, diew öck mi nich bi fremde Lied rommer, war öck nich satt!“ Die Kutzsche war eine alleinstehende Frau, die sich mit Stopfen, Stricken und vor allem mit Kinderwarten ihren Lebensunterhalt verdiente.

Sommerüber sammelte und trocknete sie außerdem Blumen und Kräuter. Der aufgebrühte Tee sollte viele Krankheiten bei Mensch und Tier kurieren. Weil ihre Mitteltchen meistens auch Erfolg hatten, schitschelten sich die Frauen im Dorf zu, daß sie wohl vorher ein gutes Sprüchlein darüber gemurmelt hatte, denn die Ros' beroade konnte sie auch.

Frau Lingnau holte nun aus ihrem Korb eine ganze Wucht schadhafter Locken heraus und hielt sie der Kutzschen hin: „Leewste Seel“, betrachtete sich da! Zippels wie de Fust hääbe de Junges doa rönngeräte. Erbarmes sich bloß un stäppes aller rasch ut, denn se hääbe all boal keinem ganze Sock mehr op e Feet!“

Auch drei Lagen Wolle holte sie noch aus dem Korb heraus: „Hier sönn dree Tall Woll! Streckes doch doavon fär em Ottke e poar niee Socke, da ös ons grätst Rietdiewel, op dem brennt rein aller!“

Sie schickte eins der Kinder ins Haus, um ihre Tasche zu holen. Darin verstaute sie Socken und Wolle. Frau Lingnau legte ein Stück



An einem masurischen See.

Foto: Ruth Hallensleben

Wort spricht, bekommt den Michel aus Lappien. Jetzt habe ich einen Mann, denn ich bin still gewesen, ätsch“, und machte ihnen eine lange Nase.

Die Mägde kicherten und grinsten. Der Vater war wütend und wollte gerade ein Donnerwetter dazwischenschmettern — da eilte die Urte mit verzückten Blicken auf den hilflosen Michel zu, der den Kopf noch schnell nach links und rechts drehte, ob da nicht noch ein Freier erschienen sei. Dann hängt sie ihm schon am Hals und der arme Michel wird recht unjüngferlich nach allen Regeln der Kunst abgeknutscht und abgeküßt, daß ihm Hören und Sehen vergeht und es ihm einfach die Sprache verschlägt.

Schließlich muß sich aber dann doch alles in Wohlgefallen aufgelöst haben, denn viele Jahre später noch hat man in der ganzen Rußer Gegend nur vom Glückspilz Michel aus Lappien gesprochen, der einen großen Hof erfolgreich bewirtschaftete, der eine tüchtige, gutherzige Frau geheiratet hatte — die sich auch äußerlich zu ihrem Vorteil verändert haben soll und die ihrem fast zehn Jahre jüngeren Mann zwei stramme, gesunde Jungchens schenkte.

Stolz und zufrieden aber saß der alte Schimkat auf seinem Altenteil und schmunzelnd ließ er jedermann wissen, wie er zum Schmied dieses — auch seines — häuslichen Glückes wurde

chen verlange sie nie etwas. Sie wußte genau, daß die Frauen ihr hinterher mehr dafür zusteckten, als sie je zu verlangen gewagt hätte.

Am andern Tag ging die Kutzsche nach dem Wald und nahm Michen, Gessats Tochter, mit. Michen streifte gerne mit der Tante durch Flur und Wald. Die wußte doch immer, wo ein Lerchennest zu finden war, oder wo der Specht hoch oben im Baum sein Schlupfloch hatte.

Unterwegs fragte die Kleine, was die Tante wohl aus dem Wald holen wolle. Der Waldmeister taugte doch nichts mehr, weil er schon blühte, und Pilze und Erdbeeren gebe es noch keine. „Amend Schischkes?“ — aber dafür war es auch noch zu früh. Die Kutzsche öffnete ihre Tasche und zeigte auf die dort liegenden Flaschen: „Wir gehen nach Heemskes. Ich muß wieder e bißche Heemskesprit auf Vorrat ansetzen.“

Gleich vorn am Waldrand lag ein großer Ameisenhaufen. Mit einem Ast scharrte die Alte die lose aufgehäuften Tannennadeln auseinander und setzte eine der mit Zuckerwasser ausgespülten Flaschen bis zum Hals in das Loch hinein. Ei, wurden die Tiere da böse! Aus dem Loch quoll eine wahre Lawine von Tieren hervor, die sich über den Weg und das umherstehende Gras ergoß.

Michen war ganz nahe an den Hügel herangetreten, um zu sehen, wie die Flasche darin versenkt wurde. Die Tante warnte: „Michen, geh weg, sonst kriegen dich die Heemskes!“ Doch die Warnung kam zu spät. Auf ihren Schuhen wimmelte es bereits von Tieren, die nicht nur von oben hineinkrochen, sondern auch blitzschnell an den Strümpfen hinaufkletterten. Durch schnelles Herumhopsen versuchte Michen zwar die Tiere abzuschütteln, doch es nutzte nicht mehr viel. Überall an Füßen und Beinen fing es zu brennen an. Die Ameisen rächten sich für die Zerstörung ihrer Behausung und Michen mußte darunter leiden. Sie lief ein Stück vom Haufen fort, setzte sich auf den erhöhten Wegrand, zog Schuhe und Strümpfe aus und scheuchte die Plagegeister fort.

Weiter im Wald war ein noch größerer Hügel. Dort hausten die großen, dunklen Waldameisen. Dort wurde die zweite Flasche versenkt. Michen warf ihr Taschentuch auf dem Hügel. Es war bald so von Tieren überlaufen, daß es kaum noch zu erkennen war.

Nun gingen die beiden noch eine Weile unter den hohen Tannen umher, um Schischkes zu sammeln. Nur wenige lagen auf dem Boden herum; die Bäume warfen ihre Zapfen noch nicht ab.

Als sie zum Ameisenhügel zurückkamen, holte die Kutzsche die Flasche, die ganz mit Ameisen gefüllt war, heraus, korkte sie zu und legte mit einem grünen Zweig die noch daran haftenden Tiere und Nadeln fort. Mit einem Stock hob sie Michens Tuch hoch, schüttelte die Ameisen ab und reichte es ihr mit der Weisung, sie solle einmal daran riechen. Als Michen das Tuch an die Nase hielt, strömte ihr daraus ein säuerlicher Geruch entgegen. Das sei gut gegen Schnupfen, belehrte die Alte sie.

Zu Hause füllte die Kutzsche Brennspiritus in die Ameisenflaschen, der die Tiere sofort tötete. Zugekorkt mußten die Flaschen einige Zeit in der Sonne stehenbleiben, bis der Spirit die Tiere ganz ausgelaugt hatte. Die Flüssigkeit goß sie dann durch ein Tuch und füllte die braune Flüssigkeit in die Flaschen zurück. Nun hatte sie wieder Heemskesprit auf Vorrat, gut gegen den Hexenschuß und alle möglichen Krankheiten.

Die Privatpost „HANSA“ in Königsberg

Das nach der Reichsgründung von 1871 aus dem Postgesetz des Norddeutschen Bundes hervorgegangene Reichspostgesetz kannte kein Monopol für den Postverkehr innerhalb der Städte. Man hatte darauf verzichtet, um die Souveränität der Länder nicht unnötig einzuschränken, denn der Ortsverkehr galt allgemein für unrentabel. Das änderte sich aber grundlegend mit der zunehmenden Industrialisierung, Wirtschaft und Handel wuchsen ständig und mit ihnen die Zahlen des Postverkehrs.

Sehr bald erkannten geschäftstüchtige Unternehmer, daß hier Geld zu verdienen war, selbst dann, wenn man den Tarif der Reichspost aus Konkurrenzgründen kräftig unterbot. In einer ganzen Reihe von Städten entstanden private Postunternehmen, die sich besonders dem kleinen Mittelstand unentbehrlich zu machen wußten. Durch billige Preise erleichterten sie den Geschäftsverkehr und ermöglichten eine Werbung, die zum Posttarif völlig unrentabel gewesen wäre.

Solch eine Privatpost bestand unter dem Namen „Hansa“ seit 1893 in Breslau und hatte sich dort erfolgreich durchgesetzt. Ein bei dieser Anstalt ausgebildeter Fachmann namens Sander kam 1894 nach Königsberg und suchte sich hier einen kapitalkräftigen Partner. Güthge & Sander hieß die Firma, die — gleichfalls unter dem Namen „Hansa“ — in Königsberg am 1. September 1894 eine Privatpost eröffnete. Das Geschäftslokal des neuen Unternehmens befand sich in der Koggenstraße Nr. 8.

Die Anstalt beförderte Drucksachen für zwei Pfennig, Briefe für drei Pfennig. Bei größeren Drucksachen-Aufträgen wurden außerdem erhebliche Rabatte gegeben, die in besonderen Fällen bis zu 50 Prozent betrugen. Postkarten kosteten drei Pfennig, das Porto für Geldanweisungen der ersten Stufe betrug 10 Pfennig, für Nachnahmen 15 Pfennig. Es gab Einschreiben und Eilboten, Päckchen wurden bis zu 2000 g Gewicht befördert. Die „Hansa“ bewährte sich, und sehr bald war sie aus dem Geschäftsleben der Stadt so wenig wegzudenken, wie ihre roten Briefkästen aus dem Straßenbild.

Der Verkauf der von der Anstalt verwendeten Briefmarken fand in offenen Ladengeschäften statt, und die Zahl dieser Verkaufsstellen wurde ständig vermehrt. Die Zahl der Briefkästen der „Hansa“ betrug bei der Einrichtung 27 Stück, war bereits 1896 auf 120 gestiegen und hatte 1900 mit 165 Stück die Reichspost überholt, die nur 140 Briefkästen in Königsberg zählte. Die Zahl der Briefträger war von 16 im Jahre 1897 auf 40 gestiegen.

Kunden der Privatpost waren fast alle kaufmännischen Unternehmen, Buchhandlungen, Ärzte, Generalagenten, Banken und Kassen. Auch Behörden bedienten sich der Anstalt, so der Magistrat der Stadt und die Einkommenssteuer-Veranlagungs-Kommission. Für diesen Beförderungsdienst wurden die Boten vom Vorsitzenden der Kommission besonders vereidigt.

Die jährliche Beförderungszahl betrug im Jahre 1899 über zweieinhalb Millionen Sendungen, darunter über eine Million geschlossene Briefe. Demgegenüber gingen die Beförderungszahlen der Reichspost seit Gründung der Privatpost in Königsberg ständig zurück, im Jahre 1897 waren es nur noch 190 000 Stück.

Die von der „Hansa“ regelmäßig benutzten Briefmarken zeigten im Mittelfeld auf drei Wappenschildern die Wappen der Stadtteile Kneiphof, Altstadt und Löbenicht. Daneben wurden in den sechs Jahren des Bestehens zwei Sondermarken herausgegeben, eine zum 100. Geburtstag Kaiser Wilhelm I., die andere zur Feier der Jahrhundertwende.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Konkurrenz der Privatposten so stark geworden, daß die Reichspost sich entschließen mußte, eine Änderung des Monopol-Gesetzes vorzuschlagen. Sie versprach die Ortsgebühren zu senken und die brotlos gewordenen Privatpost-Unternehmer zu entschädigen. Daraufhin stimmte der Reichstag der Änderung zu, und am 31. März 1900 war damit das Ende der Privatpost-Anstalten gekommen. Zwar hätten sie einen Teil ihrer Geschäftszweige weiterbetreiben können, weil diese auch in das erweiterte Monopol nicht einbezogen waren, aber in den meisten Fällen reichte das zu einer Rentabilität des Unternehmens nicht aus. Die Ortspostkarte der Reichspost kostete künftig zwei Pfennig wie bei der Privatpost. Aber bereits 1906 erwies sich, daß die Reichspost für diese verbilligten Gebühren nicht arbeiten konnte, und sie wurden deshalb wieder erhöht. Daraufhin entstanden in verschiedenen Städten wieder Privatpost-Anstalten, die aber meistens nicht rentabel waren und früher oder später den Betrieb wieder einstellen. Unter diesen Neugründungen nennt der Abgeordnete Lattmann in einer Reichstagsrede vom 15. Februar 1908 auch ein Institut in Königsberg.

Von dieser Neugründung, die wohl nach 1906 erfolgt ist, wissen wir gar nichts. Sie beschäftigte sich wohl in der Hauptsache mit der Verteilung von Massendrucksachen, vielleicht auch mit Inkasso. Ob dazu Briefmarken oder auch Stempel benutzt wurden, ist unbekannt. Gerade über diese Anstalt müßten sich in der Erinnerung alter Königsberger noch manche Einzelheiten finden lassen.

Für die Bearbeitung der Königsberger Privatpost-Geschichte fehlen noch eine ganze Menge wünschenswerter Einzelheiten. Der obenstehende Abriß möchte versuchen, die Erinnerungen der Vergessenheit zu entreißen. Wer in irgendeinem Punkt etwas glaubt beitragen zu können, findet im folgenden eine Reihe Fragen, auf die es besonders ankommt. Wer auf irgendeine von ihnen eine Antwort weiß, wird gebeten, sie dem Verfasser zukommen zu lassen.



Die Jubiläumsmarke für Kaiser Wilhelm I. ist im Grundton ein bräunliches Schwarz, das Feld um das Antlitz ist golden, in dem Ährenkranz zu beiden Seiten sind blaue Kornblumen. — Die anderen beiden Marken sind in einem Sepia-Ton gedruckt.

1. Wer kann Material zur Postgeschichte der Privatpost, besonders Aushänge, Verzeichnisse, Tarife und dergleichen zur Auswertung zur Verfügung stellen?
2. Wer besitzt etwas über H. Güthge, was er vorher war, was später aus ihm wurde, wer kennt eventuell die Anschrift von Nachkommen?
3. Wer besitzt ein Altbild der Koggenstraße, das er zur Reproduktion ausleihen kann?
4. Wer weiß etwas über die zweite Gründung von 1906 (?), wo sie arbeitete, wer der Gründer war, wie lange sie bestand, ob sie Stempel oder

gar Marken verwendete, welchen Tätigkeitsbereich sie hatte, kurz alles?

5. Wer weiß, wo sich Adreßbücher und Jahrgänge Königsberger Zeitungen aus den Jahren 1906 — 1910 befinden?

6. Wer besitzt (Samlere oder Nichtsamlere) besonders interessante Stücke aus dem Bereich der postalischen Tätigkeit beider Anstalten? Er wird gebeten, sie zu melden.

Erich Schlaikjer,
1 Berlin 52, Scharnweberstraße 58

„Glaubhafter als alle Stammbäume in der Welt“

Urteil eines Ausländers über die Trakehner Zucht

Vor rund 150 Jahren reiste ein Ausländer, der Russe P. Rosenwall, durch Ostpreußen. Was er von einem Besuch des Gestütes Trakehnen berichtet, beweist, in welchem hohen Rufe damals schon die edlen ostpreußischen Pferde standen:

„Das Hauptstutamt Trakehnen, zu dem vierzehn Vorwerke gehören, liegt zwischen unermesslichen Wiesen, die das hinreichende Futter und die Weide für die große Menge königlicher Pferde geben, die zur Stuterei gehören. Die Einrichtung und Ordnung sind bewundernswürdig und die Sorgfalt und Pflege, mit der die Pferde behandelt werden, musterhaft. Stallmeister, Unterstallmeister, Futtermeister und eine große Menge sogenannter Hengstkechte tragen unablässig Sorge für die gute Abwartung der Pferde, und die geringste Nachlässigkeit wird auf der Stelle strenge und unerbittlich bestraft. Die Hengste, unter denen wunderschöne Tiere, von mehreren tausend Talern das Stück an Wert, sind spanischer, neapolitanischer, barbarischer (gemeint ist türkisch-orientalischer) und arabischer Abkunft, stehen Winter und Sommer im Stall, auf einem besonderen Vorwerk; die Stuten sind nach ihren Farben auf den verschiedenen Vorwerken abgesondert, so auch die Füllen nach ihrem Alter und Geschlecht; auch für die Esel und Maulesel sind besondere Vorwerke.“

Jeder Hengst hat sein besonderes Geschlechts-Register, so auch die Stute. Diese Geschlechts-Register, die durch besondere Sekretäre geführt werden, sind gewiß die richtigsten, die es gibt und glaubhafter, als alle Stammbäume in der Welt. Denn hier ist es durch die getroffene Einrichtung unmöglich, daß ein Bastard in einen Stammbaum geplüsch wird. Wäre der reine Adel nicht auf eine ähnliche Weise zu erhalten? Viele der schönsten Pferde werden an reiche Ausländer zu hohen Preisen aus dieser Stuterei verkauft, vorzüglich an Engländer und Russen; der königliche Marstall wird allein von hier aus ergänzt und die übrigen nach dem Meistgebot zu Kauf gestellt ...“

Wir finden hier also schon die Erwähnung von Pferdeauctionen, oder doch ihren Vorläufern. Die genaue Registrierung der Herkunft der Trakehner — die dem Russen P. Rosenwall so imponierte — erfolgte in den 1801 angelegten „Stutbüchern“. Die Abstammung der Stuten wurden bis auf das Jahr 1786 zurückgeführt, weil in diesem Jahre alle Stuten Namen erhielten. In einigen Fällen gelang es, die Abkunft der Stuten noch aus zurückreichender Zeit zu ermitteln.

Wie Graf Siegfried von Lehnardt in seinem Buch „Ein Leben mit Pferden“ bemerkt, beruht der Name Stutbuch auf einer fal-

schen Übersetzung des englischen „Stud-Book“, denn Stud heißt nicht Stute, sondern Gestüt. Da in den Büchern Stuten und Hengste aufgenommen wurden, wäre nach seiner Meinung die Bezeichnung „Gestütbuch“ richtiger gewesen. s-h

Das Trakehner-Jubiläum in Neumünster am 3. November

Wie schon in Folge 42 angekündigt wurde, werden am 3. November bei der Jubiläumsfeier „230 Jahre Trakehner Pferde“ und „75 Jahre Ostpreußisches Stutbuch“ in der Holstenhalle in Neumünster reitertliche Vorführungen stattfinden und Pferde vorgestellt. — Auch der Hengstmarkt am Vortage in der Holstenhalle wird viel Sehenswertes bieten.

Vorbestellungen auf Sitzplatzkarten für den 3. November sind an die „Holstenhalle“, 235 Neumünster, Telefon 37 13, oder an den Trakehner Verband, 2 Hamburg-Farmsen, Telefon: 63 11 71, zu richten. — Der Verkauf von Stehplätzen findet nur an der Tageskasse statt.

*

Im Oktoberheft der „Reiter Revue International“, einer vorzüglich redigierten und reichhaltig mit Bildern und Fotos ausgestatteten Zeitschrift, sind zwei größere Beiträge über Trakehnen veröffentlicht, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen: „Trakehnen und das ostpreußische Warmblutpferd“ von Dr. H. H. Trunz und „80 Pferde beim Trakehner Hengstmarkt und Jubiläum“, von Dr. Schilke. — Chefredakteur der vom Lappverlag, Mönchengladbach, herausgegebenen Zeitschrift ist der den ostpreußischen Pferdefreunden bekannte Tierzuchtler Dr. Fritz Lindau.

Das untenstehende Bild stammt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. — Der Schauplatz ist der Hof vor dem schloßähnlichen Hause des Landstallmeisters in Trakehnen. Offenbar ist der Herr, der so eindringlich die beiden Pferde mustert, in dem einspännigen Wagen gekommen, der mit einem Halbverdeck versehen ist.



Das Bauhüttengeheimnis des Ostens

Zu einem Buch über Kirchen des Ordenslandes von Carl von Lork

Den elften Band der Reihe „Dome, Kirchen, Klöster“ des Wolfgang-Weidlich-Verlages hat Carl von Lork mit dem ihm eigenen Empfinden für den einheitlichen Zusammenklang von Landschaft und bodenständiger Bauweise verfaßt. Er widmete ihn Agnes Miegel als ehrendes Gedenken ihres Gedichtzyklus „Kirchen des Ordenslandes“.

Den Textteil hat Carl von Lork in drei große Abschnitte gegliedert: In eine Erklärung des großen Reichtums an religiösen Bauwerken in Ost- und Westpreußen aus dem geschichtlichen Werden des Ordenslandes, anschließend in eine Betrachtung über die Wirkung der Götterhäuser und sodann in eine kunstgeschichtliche Wertung ihres Charakters. Als eine kurze, treffende Formulierung erscheint uns der Satz: „Das Mittelalter in streng religiöser Färbung, in einem ausgeprägten Beispiel der Glanzperiode, gerade weil es auf Neuland erwachsen konnte, spricht aus den Götterhäusern Altpreußens.“

Neben den Stadtgründungen und Dorfsiedlungen des Deutschen Ordens entstanden die Städte und Orte, denen die Bischöfe oder die Domkapitel die Handfeste gaben; ein Drittel des Landes war ja den Bistümern Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland zugeteilt. In ihnen entstanden vier hohe, großartige Dome. Im 14. und 15. Jahrhundert erbaute das zu Wohlstand gelangte, stolze Bürgertum mächtige Stadtkirchen und in den Dörfern wuchsen mit der zunehmenden Zahl der Gemeindeglieder, die anfangs bescheidenen Holzkapellen zu geräumigen, steinernen Kirchen.

Nach der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum förderten die Hohenzollern den Kirchenbau, besonders König Friedrich Wilhelm I. im Zuge der Neubesiedlung Ostpreußens nach der großen Pest.

Carl von Lork stellt die nicht einfach zu beantwortende Frage nach dem Typischen, den Merkmalen des gotischen Kirchenbaues im Ordenslande — vornehmlich sieht er sie in der reichen, gegliederten Grundstruktur, die sich in wesentlichen Zügen von der Backsteingotik in anderen norddeutschen Landen unterscheidet: „Schlichtheit herrscht auch im Osten, aber eine Schlichtheit, die mit höchstem Feinempfinden imstande ist, einfach und zugleich feingliedrig zu gestalten, indem sie in unnachahmlicher Weise, feiner, geistvoller, europäischer, klug abwägend im Gegensatz zu den wehrhaften harten Großflächen von Wänden und Dächern, der Freude an Zierlichkeit und dem Reichtum immer neuer Einfälle in den Staffelfiebeln die Zügel freigibt. Das Bauhüttengeheimnis des Ostens kann man aus den Staffelfiebeln ablesen, wenn man sie in dieser Strukturgenheit betrachtet.“

Für die Auswahl der Abbildungen stand dem Herausgeber nur eine, im Verhältnis zu den reichen Sammlungen der Museen und Bibliotheken in unserer Heimat, geringe Anzahl gereteter, alter Vorlagen zur Verfügung, meist Reproduktionen von Kupferstichen, Holzschnitten, Radierungen und Lithographien (Fotos wurden nicht verwendet). Insgesamt werden 96 ganzseitige Ansichten und sechs Vignetten von Kirchen in Ost- und Westpreußen wiedergegeben, allein dreizehn von Königsberger Götterhäusern. Das Ermland ist mehrfach vertreten, aber auch Bilder von Kirchen in anderen ostpreußischen Landschaften findet man auf diesem kunstgeschichtlichen Streifzug.

Zu jeder dieser Kirchenansichten hat der Verfasser eine Erläuterung geschrieben, in der er die Geschichte und die Hauptmerkmale des dargestellten Kirchenbaus behandelt. Eingefügt ist eine Aufstellung über das Schicksal der Kirchen, ob sie zerstört wurden oder in welchem Maße sie erhalten blieben. Nützlich ist auch das umfangreiche Literaturverzeichnis.

Die in dem Buche aufgenommenen Kirchorte sind auf einer Karte vermerkt, so daß man sich schnell über ihre geographische Lage orientieren kann.

Der Weidlich-Verlag hat durch die Herausgabe des mancherlei Kenntnisse vermittelnden Werkes die heimatgeschichtliche Literatur bereichert. Durch die vielen Bildbeigaben gewinnt der Leser eine Anschauung von dem hohen Rang und der Eigenständigkeit der alten religiösen Bauwerke des Ordenslandes. s-h

*

Carl von Lork: Dome, Kirchen und Klöster in Ost- und Westpreußen. 251 Seiten, 96 Bildtafeln, eine Karte, Format 11 x 19 cm. Preis 16,80 DM. Verlag Weidlich, Frankfurt (Main).

Jürgen Rühle: Theater und Revolution. dtv-Taschenbuch 145, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 13, 206 Seiten, DM 2,50.

Der Autor dieses Buches ist 1955 aus der Zone in die Bundesrepublik geflüchtet. Er war drüben mehrere Jahre als Theaterkritiker an Ost-Berliner Regionalblättern tätig und hat sicher die Geschichte des Theaters unter kommunistischen Regimen gründlich studiert. Er zeigt, wie die Hoffnungen der LinksinTELlektuellen, ein avantgardistisches „revolutionäres Theater“ zu schaffen, letztlich immer wieder gerade durch die Parteilichkeit zunichte gemacht wurden. Man nutzte Namen wie Gorki und Brecht gerne als propagandistisches Aushängeschild, das ja bis heute noch auf gewisse Kreise im Westen wirkt, aber man verbot und unterdrückte auch bei ihnen alles, was einem Stalin, Chruschtschow und Ulbricht nicht paßte. Die Größen des Moskauer revolutionären Theaters wie Meyerhold und Stanislawski kamen elend um. Leopold Jeßner starb — halb vergessen — in der Emigration. Piscator, einst fanatischer Prediger des Kommunismus, führt nicht etwa in Ost-Berlin, sondern in West-Berlin engagierte Regie. — r.

Berichtigung

In der Besprechung des Buches „Jüdische Witze“ von Dr. Salia Landmann ist ein sinnentstellender Druckfehler richtigzustellen. Es ist beim „Jiddischen“ vom osteuropäischen und nicht vom ostpreußischen Judentum die Rede.



Warum denn in die Ferne schweifen, warum eine so weite und kostspielige Reise zum afrikanischen Kontinent? Diese Frage ist berechtigt. Vor zwanzig Jahren hätten wir es uns in Königsberg nicht träumen lassen, daß wir einmal bis nach Windhoek fahren müßten, um unsere Enkelkinder kennenzulernen.

1945 hatte uns das Schicksal nach Hamburg verschlagen. Fünf Jahre danach war unser Altester nach Südwestafrika ausgewandert und hatte in Windhoek bei einer großen Firma als Industriekaufmann angefangen. Er erkannte bald die zahllosen Möglichkeiten, die sich in diesem weiten Lande boten und verstand es, sie zu nutzen. Das Glück stand ihm zur Seite. Er heiratete und machte sich schließlich selbstständig. Eines Tages schrieb er dann, es sei nun wohl an der Zeit für die Eltern, sich das alles einmal anzusehen.

Also gut: machen wir einmal Urlaub in Windhoek! Betrachtet man den Globus, dann bekommt man zunächst einen gelinden Schreck vor der Entfernung — aber schließlich ist ihre Überwindung heute nur noch eine Geldfrage. So flogen wir Ende Februar bei minus 10 Grad einer fast ostpreußischen Kälte, von Hamburg ab. Zunächst ging's bis Frankfurt. Dort stiegen wir in eine Düsenmaschine der Lufthansa um, die uns innerhalb von knapp 15 Stunden nach



Usakow — einsame Bahnstation am Rande der Namib-Wüste. Besitzer des „Bahnhof-Hotel“ ist der Ostpreuße Sigi Hundsdoerfer

Johannesburg brachte, der südafrikanischen Hauptstadt. Zwei Tage später flogen wir mit einer Skymaster der South African Airways weiter und waren nach vier Stunden am Ziel unserer Reise, in Windhoek. Die Temperatur betrug dort 32 Grad im Schatten, doch war dieser Klimasprung erträglicher, als wir gedacht hatten.

Windhoek liegt auf 1830 Meter Höhe zwischen dem Aua- und Erosgebirge. Es ist die Hauptstadt der früheren deutschen Kolonie Südwestafrika, die durch den Versailler Vertrag zu einem Mandatsgebiet der Südafrikanischen Union wurde. Von hier aus wird ein Land regiert, das anderthalbmal so groß wie Deutschland vor 1914 und hier lebt ein Drittel aller Europäer Südwestafrikas. Windhoek ist Sitz der Verwaltung, der Gerichtsbarkeit und der gesetzgebenden Körperschaften; offizielle Landessprachen sind Englisch und Afrikaans, in Windhoek aber auch Deutsch. Hier erscheint neben der in Englisch und Afrikaans geschriebenen Presse auch die einzige deutschsprachige Tageszeitung Südwestafrikas.

Die deutsche Bevölkerung verdankt ihr hohes Ansehen vor allem ihren eigenen Leistungen. Sie spielt eine beachtliche Rolle in Handel, Industrie, Gewerbe und in der Landwirtschaft sowie im kulturellen Leben. Es ist zweifellos vor allem ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß es in Windhoek ein Symphonieorchester, eine Kammermusikvereinigung und eine sehr rührige

Ferien in Windhoek

Besuche bei ostpreußischen Landsleuten in Südwestafrika

Kunstgesellschaft gibt. Namhafte Künstler sind schon in dieser Stadt aufgetreten, darunter der Geiger Yehudi Menuhin und die Sängerin Erna Sack; die Wiener Sängerknaben waren dort und erst im März dieses Jahres 68 Sänger aus Hamburger Laienchören, dirigiert von dem aus Königsberg stammenden Studienrat Gert Broede. Vielen von ihnen sind wir in den Straßen begegnet. (Über diese Sängerfahrt brachte das Ostpreußenblatt einen Bericht in Folge 20.)

Schlendern wir doch einmal gemächlich durch die Stadt! Die Sonne strahlt in voller Kraft, aber die Hitze ist trocken, nicht drückend und daher zu ertragen. Welch ein buntes Straßenbild, welch reizvolle Gegensätze! Unter schattigen Arkaden sieht man Europäerinnen in modischen, luftigen Sommerkleidern, dazwischen stolz einherschreitende, hochgewachsene Hererofrauen in ihrer farbenfrohen Tracht, die sich so unbekümmert — kindlich zu freuen vermögen oder die Hottentottin mit Umschlagtuch und dem Kind auf dem Rücken. Neben hochmodernen Wohn- und Geschäftshäusern stehen noch manche Gebäude aus der deutschen Kolonialzeit, darunter, weithin sichtbar, die deutsche Kirche. Sie erinnert fast ein wenig an die Luisenkirche in Königsberg. Die Arkaden führen an Schaufenstern vorbei und diese zeigen in reicher Auswahl alles, was auch in europäischen Geschäften zu finden ist. In einer großen Buchhandlung liegen viele deutsche Zeitungen aus und fast alle bekannten Zeitschriften. Treffpunkt nach einem Stadtbummel ist meist eine der Konditoreien, deren Tische zum Teil auf der Straße stehen. Hier kann man sich bei einer Tasse Kaffee oder einer Portion Eis ausruhen. Um die Mittagszeit sind sämtliche Geschäfte für zwei Stunden geschlossen.

Gleich in den ersten Tagen lernten wir die Umgebung der Stadt kennen.

Die Entfernungen sind allein schon zu den Außenbezirken so groß, daß ein Auto hier geradezu lebenswichtig ist. Von besonderem Reiz ist eine Fahrt über Land durch die weite, unwegsame Buschlandschaft, wie sie hier kurz beschrieben werden soll.

Es ist Sonntag, der Himmel strahlt in makellosem Blau. Wir wollen zur Krumnekfarm. Sie liegt 60 Kilometer westlich von Windhoek und ist 11 400 Hektar groß, der Boden überwiegend Weideland. Die Frau des Verwalters Gerhart Krainer ist eine Tochter des vor zwei Jahren verstorbenen Landesforstmeisters Lehnerdt aus Gumbinnen.

Nur eine Wagenspur führt, von der Hauptstraße abweigend, zu dieser einsamen Farm und nur der Einheimische findet sich darauf zu recht. Man muß schon ein geübter Geländefahrer sein, um auf diesem „Weg“ den vielen Löchern, Felsblöcken und Dornbüschen auszuweichen. Was man leider nicht sieht, sind die Höhlenbauten der Erdhörnchen und Erdferkel, bricht der Wagen in dem Labyrinth ihrer unterirdischen Gänge ein, dann kann es Achsen- oder Federbruch geben. So schaukeln wir mit der nötigen Behutsamkeit, meist im ersten Gang, durch die Buschlandschaft. Hin und wieder muß sich der Wagen durch ein flaches Flußbett hindurchquälen; man ist jedesmal froh, wenn er es schafft und sich nicht im Schwemmsand festwühlt. Aber das Ganze ist ein herrliches Abenteuer. Nach zweistündiger Fahrt ist das Ziel erreicht, haben wir das Farmhaus, von hohen Eukalyptusbäumen umschattet, vor uns.

Die Farm liegt dicht an einem aufgestauten Fluß der freilich nur zur Regenzeit Wasser führt und den Grundwasserspiegel dann wieder auffüllt. Zwei im Flußbett stehende Windmotoren pumpen das Wasser aus der Tiefe herauf. Der Viehbestand beträgt 800 Rinder, 400 Schafe und etwa 1500 Hühner. Tag für Tag muß der Verwalter seinen kräftigen Transporter mit Milchkannen vollpacken und die halbschwerere Fahrt nach Windhoek antreten. Quälerei? Gerhart Krainer lacht darüber und meint, wenn es anders wäre, dann würde ihm geradezu etwas fehlen. Er liebt dieses Land und dieses harte Leben, in dem sich der Mensch immer wieder auf neue bewähren muß. Mit der Hand weist er über der Stausee in das endlos weite Buschgebiet, wo alles den unerbittlichen Gesetzen der Wildnis unterworfen ist. „Wen Afrika einmal gepackt hat, den läßt es nicht mehr los“, sagt er. Wir fragen ihn, wie er denn so mit den eingeborenen Arbeitskräften zurechtkäme. Er meinte, daß sich

unsere Begriffe von Arbeit und Fleiß kaum auf afrikanische Verhältnisse übertragen ließen, wo Klima und Mentalität einen ganz anderen Lebensrhythmus bedingen. Der Schwarze ist von Natur gutmütig, aber für ihn ist Arbeit eben nur ein notwendiges Übel. Seit Generationen ist er es gewöhnt, nur soviel zu arbeiten, um ein primitives Leben im Busch zu fristen und keinen Handschlag mehr zu tun.

Es ist überhaupt schwer, diese Naturkinder von ihrer gewohnten Lebensweise abzubringen. Am liebsten hausen sie in ihren einfachen, aus Buschwerk errichteten Hütten. Sobald hier das Ungeziefer überhand nimmt, werden diese abgebrannt und daneben neue gebaut. Darin fühlen sie sich wohl. Nur ungern ziehen sie in die für sie von den Weißen errichteten sauberen, massiven Behausungen. Ihre Ablehnung westlicher Zivilisation, ihr zähes Festhalten an den uralten Gewohnheiten ist für Südafrika eins der größten Probleme.

Am nächsten Tag lernen wir einen weiteren Landsmann kennen: Paul Friedrich Pampe aus Rastenburg. Er war lange Jahre in Angola, kam vor etwa zehn Jahren nach Südwest und besitzt in Windhoek eine Kurbelwellen- und Zylinderschleiferei. Wir finden in seinem schönen Heim gleich die altvertraute Atmosphäre ostpreußischer Gastfreundschaft und ihre selbstverständliche, offene Herzlichkeit, sehen auf einem Tisch das „Ostpreußenblatt“ und bald sind wir in unseren Gesprächen weit fort von hier, drüben in der alten Heimat. — Später erfuhren wir, daß Herr Pampe die Zeitung regelmäßig an die Insassen des Windhoeker Altersheims weitergibt, in dem einige alte Landsleute schon sehnsüchtig darauf warten.

In Windhoek ansässig ist auch Siegfried Pakleppa, er ist Leiter eines der größten Geschäfte für Autos und technische Bedarfartikel. Seine Eltern besaßen in Insterburg das Hotel „Dessauer Hof“ — und so hörten wir noch von einer ganzen Reihe anderer Landsleute, die es hier zu Wohlstand und Ansehen gebracht haben.

Einige Tage später weckt uns unser Junge ganz früh am Morgen. Er will mit uns nach Swakopmund. Es ist kurz nach 5 Uhr und noch völlig dunkel, aber herrlich kühl. In niegeschauter Pracht strahlen, fast greifbar nahe, die Sterne vom Himmel und mitten im breiten Band der Milchstraße steht das „Kreuz des Südens“ über uns. Nach kurzer Dämmerung bricht strahlend die Sonne hervor, der Wagen fliegt auf einer ausgezeichneten Teerstraße dahin, die bis Okahandja führt. Kein Mensch begegnet uns, kein anderes Fahrzeug. Die ganze zauberhafte Buschlandschaft mit ihren fremdartigen Formen und Farben, die bläulich schimmernden Bergketten — alles dies scheint ganz allein für uns geschaffen zu sein und bietet sich da wie am ersten Schöpfungstage. Hinter Okahandja geht es auf einer „Pad“ weiter, einer auf dem felsigen Untergrund angelegten Landstraße. Im-



Das sieht man oft: Hererofrauen auf einem Windhoeker Bürgersteig. Das Straßenleben bietet ihnen unerschöpflichen Gesprächsstoff.



Die deutsche Kirche in Windhoek, davor die liebevoll gepflegten Anlagen.

mer noch befinden wir uns auf dem Hochplateau, bergauf geht es und bergab, das rechtzeitige Abfangen des Wagens in den Senken erfordert von unserem Jungen eine stete, wache Aufmerksamkeit. Endlos weit zieht sich die Straße dahin, Wildtauben fliegen auf, Perlhühner stehen dicht am Wege und Erdhörnchen. Hochaufgerichtet sieht man sie vor ihren Löchern. Sie werden vollkommen zahm und sind beliebte Spielgefährten der Südwestfermalkinder. Ein Rudel Strauße verschwindet bei unserem Näherkommen gemächlich im Busch, Vater Strauß behält uns scharf im Auge und deckt den Rückzug. Wenig später: in der Gegenspur marschiert eine große Schildkröte; ich steige aus und bringe den Selbstmordkandidaten in Sicherheit.

In Usakos, der letzten Ortschaft vor der Namib-Wüste, machen wir im „Bahnhof-Hotel“ kurze Rast. Wir sind erfreut, in dem Inhaber Sigi Hundsdoerfer einen Ostpreußen zu treffen, er hat mit Nichts hier angefangen und weiß interessant zu erzählen. Bald geht's dann weiter auf der staubigen Pad. Immer spärlicher wird die Vegetation und schließlich befinden wir uns in der Namib, jener Wüste, die sich zwischen dem Hochland und dem Atlantik ausdehnt. Eine endlose, flimmernde Weite, auf dem gelblichen Sand kümmerliche Büschel anspruchsloser Pflanzen, die völlig verdorrt aussehen und dennoch leben. Plötzlich ändert sich links von uns das Bild: eine weite Wasserfläche mit Inseln und Baumgruppen wird sichtbar, aber je näher wir herankommen, um so mehr entfernt sich alles und verschwindet schließlich ganz. „Eine Fata morgana“, sagt unser Junge, „das werdet ihr hier noch öfter sehen“.

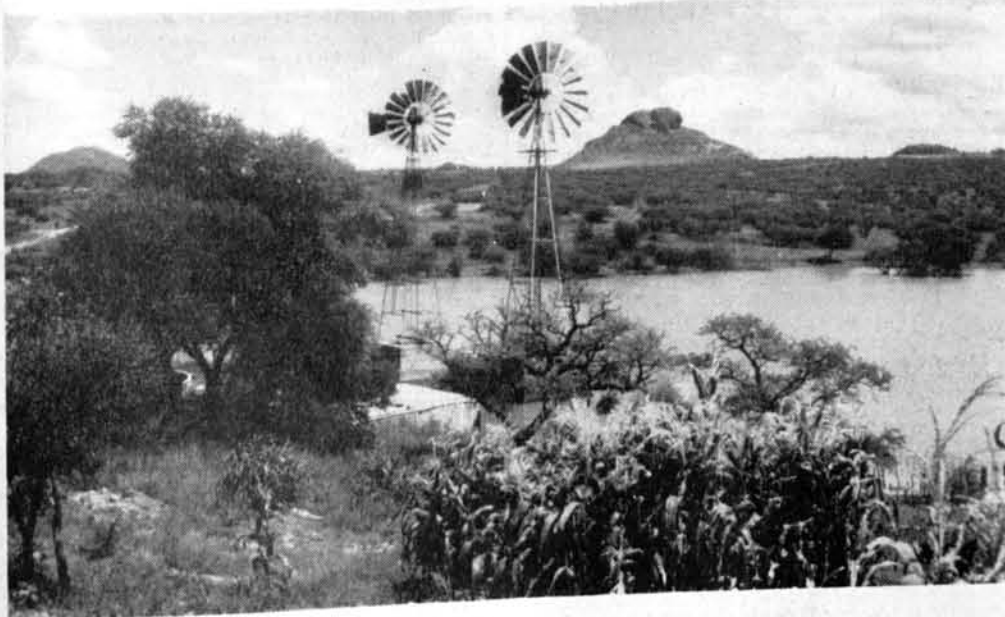
Wie eine Riesenfackel steht die Sonne am Himmel, selbst wenn man den Arm herausstreckt, bringt der Fahrwind keine Kühlung. Nach 370 Kilometern einer fünfständigen Fahrt wächst dann Swakopmund fast wie ein Wunder aus dem flimmernden Sand. Diese kleine Stadt hat sich, mehr noch als Windhoek, ihren deutschen Charakter bewahrt, fast scheint es, als sei die Zeit hier stehen geblieben. Man sieht Fachwerkhäuser, wie sie z. B. vereinzelt noch in Königsberg in der Tiergartenstraße standen und auch die lutherische Kirche hätte ebensogut aus einer deutschen Kleinstadt hierher versetzt sein können. Die Straßen tragen bekannte Namen, unter anderem den des letzten deutschen Kaisers — es ist beinahe wie eine Wanderung durch selbsterlebte, längst vergangene Zeiten.

Sieben Wochen währte unser Aufenthalt in Südwest, dann hieß es, Abschied nehmen. Wer eine solche Zeit in naturverbundener Einsamkeit oder im frohen Kreis geselliger Menschen verbracht hat, wer wegelose Buschlandschaft oder endlose Wüste durchstreifte, kehrt als ein anderer zurück in das lärmgefüllte, von der Technik beherrschte Leben der Großstadt. Er hat Abstand gewonnen: zu sich selbst und zu vielen Dingen, die ihm bislang als wichtig und wesentlich erschienen.

Eine stille Sehnsucht bleibt zurück; es ist schon so, was auch unser Junge bei seinem letzten Besuch in Hamburg aussprach:

„Wenn Afrika einmal gepackt hat, den läßt es nie wieder los!“

Text und Fotos Hans Lehnerdt



Windmotoren pumpen Wasser für die Krumnekfarm. Im Hintergrund ihr weithin sichtbares Wahrzeichen: der Krumnekberg.



Auch das kann passieren: ein „Rivier“ hatte die Pad überflutet, einige Autos sind im Schwemmsand steckengeblieben. Es ist ungeschriebenes Gesetz, auszusteigen und zu helfen.

Die „drüben“ nicht vergessen!

In demokratischen Ländern ist es das Anliegen einer aus freien Wahlen hervorgegangenen Regierung, einen Wandel zum besseren durch Änderung der Verhältnisse herbeizuführen. Diktaturen dagegen sehen ihre Aufgabe im Wandel der Menschen. Sie sprechen bezeichnenderweise von dem „Menschen neuen Typs“. Ihre Ziele sind also nur erreichbar, solange die Menschen freiwillig oder wider Willen sich in weitgehende Abhängigkeit begeben und einschneidende Beschränkungen ihrer Freiheit hinnehmen.

Schon in der Schule wird dies durchgeübt, indem „Verpflichtungen“ zu besserem Lernen, zum Sammeln von Papier oder Abfallstoffen oder zum Dienst in sogenannten „Patenbetrieben“ eingegangen werden. Es setzt sich unter höherem Druck im Studium, im Militärdienst und im Beruf fort. Jeder soll sich dem System unterordnen, und das führt schließlich, mehr als die materielle Ungunst der Verhältnisse, dazu, daß die Menschen Haus und Hof verlassen, um selbst unter Lebensgefahr in die Freiheit zu gelangen.

Niemand kennt das besser als der Flüchtling aus der SBZ. Niemand weiß aber auch besser, welche Verpflichtungen ein Leben in wahrer Freiheit dem Menschen aus eigener Verantwortung auferlegt. Eine der größten besteht wohl darin, die Menschen, die in der Unfreiheit ausharren müssen, nicht zu vergessen und ihnen Hilfe und Unterstützung angedeihen zu lassen, wo und soweit es irgend geht.

Briefe, die nach „drüben“ gerichtet, Päckchen und Pakete, die geschickt werden, sind von immer größerer Bedeutung, je länger die Zeit der Unfreiheit dauert. Denn der Druck wird spürbarer, je mehr die Machthaber merken, daß es ihnen nicht gelingt, die Menschen für sich zu gewinnen. Gewiß und ertretlicher Weise leidet „drüben“ gegenwärtig niemand Not in dem Sinne, daß er hungern muß; wie es morgen aussehen mag, läßt sich aber nicht voraussehen. Jede Sendung aber wird als ein Zeichen und als Botschaft dafür gewertet, daß wir „die drüben“ nicht vergessen.

Es ist wichtig, daß wir uns dessen bewußt bleiben. An jedem Tag.

Wenn man verweist ...

Sofern Sie es nicht vorziehen, bei kürzerer Reisedauer das Abonnement zu Hause weiterlaufen zu lassen, können Sie auch am Ort Ihrer Reise das Ostpreußenblatt lesen. Postabonnenten beantragen bei ihren Postamt einige Tage vor Reiseantritt die Überweisung der Zeitung an die Urlaubsanschrift (ebenso verfährt man übrigens bei jedem Wohnsitzwechsel). Kurz vor der Rückkehr unterrichtet man in gleicher Weise das Postamt des Reiseortes. Die Post kann dann bei der Zustellung der Zeitung mit Ihnen „mitgehen“. Sollte trotzdem mal eine Folge ausbleiben, wird sie auf Wunsch gern von unserer Vertriebsabteilung (2 Hamburg 13, Postfach 80 47) unter Streifband übersandt.

Rätsel-Ecke

Ergänzungsrätsel

F						N
A						E
E						E
B						K
R						U
N						G
H						R
T						E
W						R

In die Waagerechten sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: bek. ostpreußischer Schauspieler; Landstreifen zwischen Haff und See; Nebenfluß des Pregels; Stadtteil von Königsberg; Flößchen zum Kurischen Haff; leichtes ostpreußisches Flußboot; mundartliche Bezeichnung für Elster; Vogel, im Winter an der ostpreußischen Küste; ostpreußisches Pfannengericht. Sind die Begriffe richtig geordnet eingetragen, so ergibt die dick ausgezogene Senkrechte in der Mitte einen See in der Johanniskirche Heide.

Rätsel-Lösung aus Folge 42

Ostpreußisches Bilder-Rebus

Das Sprichwort in Mundart lautet:

WENNT KOPPKE VOLL OS, WOLLE DE FETKES DANZE!



Diesen bemerkenswerten Richtungsweiser hat die Patenstadt von Allenstein, Gelsenkirchen, unübersehbar an der Autobahn-Ausfahrt Gelsenkirchen-Buer anbringen lassen.

Wiedersehen mit Aarhus

Frau Elisabeth Schmuckert aus Bartenstein (heute in Lübeck, Haydnstraße 4) besuchte in diesem Sommer in Dänemark das ehemalige Internierungslager Aarhus. Dem Ostpreußenblatt berichtete sie über das, was sie antraf und bewegte.

Ich hatte die Stadt, wo unsere Flucht aus Ostpreußen 1945 endete, wieder aufgesucht. Unser erster Gang war zum Friedhof, auf dem unsere Landsleute, die infolge der überstandenen Strapazen starben, beerdigt wurden und auch mein kleiner Sohn liegt dort. Die Gräber wurden, schon als wir noch dort im Lager waren, eingeebnet und mit Rasen angesät, ebenso die Grabstellen der Soldaten, die dort im Lazarett starben.

Die Anlage sieht sehr gepflegt aus. Das Holzkreuz, an dessen Fuße sich die Tafel mit den Worten „Hier ruhen deutsche Flüchtlinge aus den Jahren 1945-1946“ befindet, steht jedoch nicht mehr. Die Stätte, die mit Bäumen und Ziersträuchern umgeben ist, strahlt Ruhe und Frieden aus. Vom Friedhof richteten wir unsere Schritte

zum Durchgangslager. Wir waren sehr erstaunt, daß die Baracken noch zum größten Teil vorhanden sind. Es befindet sich dort das Technologische Institut. In der damaligen Baracke 17 ist heute ein Restaurant (Kantine) eingerichtet. Wir wurden vom Wirt sehr herzlich begrüßt. Als wir das ehemalige Lagergelände durchstreiften, kamen recht wehmütige Erinnerungen auf. Die Flucht hatte hier ein Ende, man hatte ein Dach über dem Kopf und es gab regelmäßige Mahlzeiten ...

Dann ging's weiter zum damaligen Luftwaffenlazarett. Diesen Gang haben viele Mütter sehr oft bangen Herzens gemacht. Auch wenn inzwischen achtzehn Jahre vergangen sind wurde alles wieder wach. Mein Wunsch, noch einmal an der Grabstätte meines kleinen Sohnes zu stehen, hat sich nun erfüllt.

— WOANDERS GELESEN —

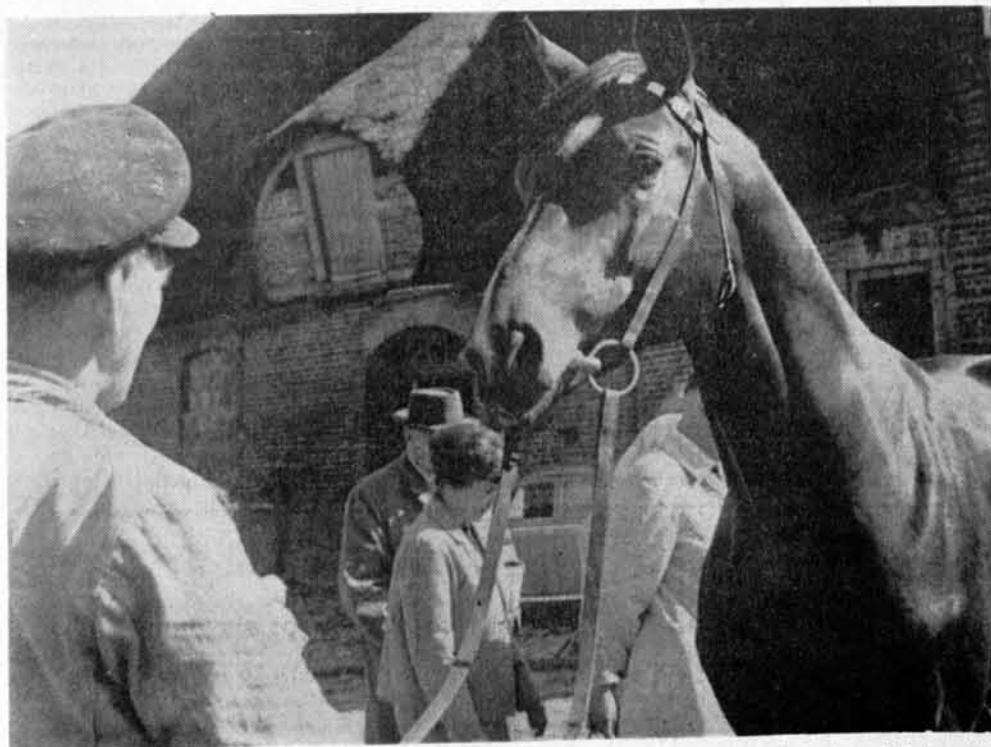
Geschnittene Erinnerungen

Gießener Anzeiger: Kurt Thiel — ein geborener Königsberger — hält die Verbindung mit seiner Heimat auf seine Weise aufrecht: er setzt seine Erinnerungen in kunstvolle, wenn auch die Hand eines Laien verrätende Schnitzereien um. Ein Schnitzmesser und ein Stück Holz ist alles, was er für sein Hobby braucht. Wie er dazu kam? Das war natürlich auch unsere erste Frage, denn einige der Arbeiten, die uns Kurt Thiel zeigte, deuteten auf lange Erfahrung und eine ganze Portion Begabung hin. Zu unserer Überraschung erfuhren wir, daß die ansehnliche Sammlung im Laufe von vier Jahren entstanden ist. Die Anregung erhielt Kurt Thiel durch seinen Beruf. Als Lehrer einer Realschulklasse mußte er unter anderem auch Werkunterricht erteilen, dabei wies er seine Schüler in die Geheimnisse des Schnitzens ein. „Es machte mir soviel Spaß, daß ich dabei blieb“, berichtete er ... Während wir uns unterhalten, hat Frau Thiel Stück für Stück die Schnitzarbeiten ihres Mannes vor uns aufgestellt. Eine Madonna mit Kind (die Familie nennt sie die Bernsteinmadonna) lenkt unsere Aufmerksamkeit zuerst auf sich. Sie besitzt nicht nur ideellen, sondern auch materiellen Wert, denn neben Holz hat Kurt Thiel, zum Beispiel für die Zacken der Krone, Bernstein verwendet. Dieses Material, mit dem für die Ostpreußen besonders eng die Erinnerung an die Heimat verbunden ist, finden wir auch an einigen der Schachfiguren wieder. Bis auf die Bauern, die zum Teil ähnliche Gesichtszüge tragen, ähneln keine Figur der anderen. Deutlich lassen sich an ihnen die Fortschritte erkennen, die der Königsberger bei jeder neuen Arbeit macht. Da ist zum Beispiel eine verblüffend echte Nachbildung des „Alten Fritz“, neben Bauertypen

mit ausdrucksvollen Gesichtern. Kurt Thiel hat die Menschen seiner Heimat in Holz wiedererstehen lassen: den Förster mit buschigem Schnauzbart, den vierschötigen Holzfäller, den aufrechten Fischer, und als Symbol des Katenbauern den „Middel“. Auch die Künstler hat er nicht vergessen. Für viele berühmt gewordene Schauspieler, deren Wiege in Ostpreußen stand, hat er den „Mimentyp“ geschaffen, und als Vertreter der geistig schaffenden Menschen eine Figur, die ein Kant-Gesicht trägt. Die Türme stellen den Königsberger Schloßurm, den Domturm, das Danziger Krantor und den Turm der Marienkirche dar. Die Köpfe der Springer erinnern an Trakehner. In einer madonnaähnlichen Statue drückte Kurt Thiel die Situation der Heimatvertriebenen aus: Der Figur fehlt das Gesicht wie den Vertriebenen die Heimat. Diese Statue bringt ihn auch auf die besondere Bedeutung zu sprechen, die sein Hobby für ihn hat: es dient nicht allein der Entspannung, sondern hält die Erinnerung an die Heimat lebendig, stellt eine Verbindung zwischen dem „Damals“ und dem „Heute“ her ...

Auch bei Wohnungswechsel ...

... will man das Ostpreußenblatt ohne Unterbrechung weiterlesen können. Postabonnenten beantragen dazu bei ihrem Postamt einige Tage vor (das ist wichtig!) dem Umzuge die Überweisung des Abonnements an die neue Anschrift. Die Post kann dann bei der Zustellung der Zeitung mit ihnen „mitgehen“. Sollte trotzdem mal eine Folge ausbleiben, wird sie von unserer Vertriebsabteilung (2 Hamburg 13, Postfach 80 47) auf Anfordern gern unter Streifband übersandt.



Ein Trakehner in Rantzau

Aufnahme: Piechowski

DER RUNDBLICK

Keine Erbfeindschaft

Zwischen den Nachbarn Deutschland und Polen gibt es keine Erbfeindschaft, stellte in München Universitätsprofessor Dr. Stadtmüller fest, der damit den Leitgedanken für die Tagung der „Landesarbeitsgemeinschaft Bayern für Ostkunde“ angab. An der Tagung nahmen einhundert Lehrkräfte aller Schulgattungen teil. Das ausgewogene Schlußreferat von Chefredakteur Seipolt über das Deutschlandbild der Polen und das Polenbild der Deutschen trug zur Vertiefung und Erkenntnis der Zusammenhänge wesentlich bei.

Ermländische Lehrkräfte in Hessen

Bei der vierten Tagung der Gemeinschaft ermländischer Lehrkräfte in Hessen, die diesmal in Fulda stattfand, wurden sämtliche Mitglieder aufgerufen, weitere junge ermländische Lehrkräfte für den Zusammenschluß zu werben. Ferner wurde festgelegt, die ausgefallene Bildungsfahrt nach Paris Ostern 1964 vorzunehmen. Der Bezirksleiter, Kantor Alfons Klempert (Stadt Allendorf, Heinrich-Schneider-Straße 25) bittet um weitere Teilnehmermeldungen, denn zehn Plätze sind noch zu vergeben. Im weiteren Verlauf der Tagung, bei der auch der verstorbenen Konrektorin Elisabeth Helbig aus Allenstein (Wiesbaden) gedacht wurde, beschäftigten sich die in Hessen unterrichtenden Ermländer eingehend mit der neuen Literatur, die über das Ermland erschienen ist.

Ein „Vorort“ Berlins

Im Berliner Feriendorf Nadenberg im Allgäu erhielten sich seit 1960 bereits 16 300 West-Berliner, darunter 900 Kinder. Das Feriendorf, das jetzt um weitere 34 Häuser erweitert worden ist, besteht nunmehr aus 108 familiengerechten Unterkünften. Träger ist das Hilfswerk Berlin.

Jugendmeister aus Rudau

Die Familie des Deutschen Jugendmeisters im Springen 1963, Plewa, stammt aus Rudau im Kreise Ostelsburg. Der Vater des Jugendmeisters ist der jüngste Sohn des Bauern Jakob Plewa und seiner Ehefrau Marie, geb. Makowka. M. Ag.



Vier 71jährige aus Tilsit

In Bad Pyrmont trafen sich 55 Jahre nach ihrem gemeinsamen Schulabgang vier ehemalige Schülerinnen der Königin-Luise-Schule Tilsit.

Die vier Getreuen waren während der fünf Jahrzehnte ständig miteinander in Verbindung geblieben. Das endliche Wiedersehen löste große Freude aus. Heimat- und Jugenderinnerungen und dann die gemeinsam verlebte Kindheit — das alles wurde wieder so lebendig! Auf dem Foto sind die vier „Ehemaligen“ zu sehen, von denen heute jede 71 Jahre alt ist. Von links nach rechts: Grete Stange (geb. Froben) aus Kassel; Anna Lange (geb. Steil) aus Deltmold; Grete Kukut (geb. Ewert) aus Burgdorf; Käthe Engelle aus Ahlen, Hardenbergstraße 6. Sie ist die Einsenderin des Fotos.

Der Brief eines 16jährigen

Eckhards Liebe zur Heimat seiner Vorfahren

„... obwohl ich nicht in Ostpreußen, der Heimat meiner Vorfahren, geboren bin und dieses Land nur vom Hörensagen her kenne, fühle ich mich als Glied einer großen Gemeinschaft!“ Dies schreibt der erst 16 Jahre alte Eckhard Pahle aus Köln.

Eckhard, der uns weiter mitteilt, daß er regelmäßig das „OSTPREUSSENBLATT“ liest, bekundet dann: „Nur durch die Gemeinschaft der Ostpreußen können wir diesen Teil Deutschlands wiedererlangen.“

Wie schon gesagt: Eckhard ist 16 Jahre alt. Er wurde also erst 1947 geboren, hier in Westdeutschland. Er besucht in der Bundesrepublik die Schule, hat seinen Freundeskreis und ist ein Junge, wie er überall zu finden ist: aufgeweckt, interessiert am Großstadtleben, an Tagesereignissen und bestimmt auch an den auf der IAA-Frankfurt ausgestellten neuesten Automodellen. Und doch glaubt der Sechzehnjährige an den Sinn einer großen Gemeinschaft. Er hält sie und ihr Wirken für wichtig, weil für Eckhard das Land seiner Eltern, die Provinz Ostpreußen, ein unverrückbarer Bestandteil Deutschlands ist. So erhalten auch die lyrischen Sätze des Sechzehnjährigen eine besondere Bedeutung, die er in seinem Brief an das „OSTPREUSSENBLATT“ folgendermaßen formuliert:

„So wie ich den Schmerz empfinde, von meiner eigentlichen Heimat fern zu sein, geht es auch Vater und Mutter, die dort lebten. Möge Gott seine Hand über dieses Fleckchen Erde breiten und es segnen. Deine landschaftlichen Schönheiten möchtest du behalten, die es anderweit in Deutschland nicht gibt. Bewahre deinen Glanz mit der Kurischen Nehrung und den Masurischen Seen, du wunderschönes Land. Wir wollen die Hoffnung nicht verlieren ...“

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief unsere liebe, herzengute Mutter, Omi, Schwägerin und Tante

Hedwig Kohlhoff

geb. Bartke

* 17. 5. 1887 † 10. 10. 1963

In tiefer Trauer

Werner Kohlhoff
Lotti Kempfle
geb. Kohlhoff
Jürgen Kempfle
als Enkel

8012 Ottobrunn
Putzbrunner Straße 48
früher Königsberg Pr.

Die Trauerfeier hat in aller Stille stattgefunden.

Nach einem mit großer Geduld ertragenem Leiden starb unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel, der

Rentner

Eduard Pareigat

früher Tilsit
Labiau Damm 2

im 80. Lebensjahre.

In tiefer Trauer

Max Abrodad und Frau
Margarete, geb. Pareigat
Hans Georg Böselager
und Frau Gertrud
geb. Pareigat
Erich Pareigat und Frau
Theodore, geb. Kaser
sowie 5 Enkelkinder
und alle Angehörigen

Nordenham-Schweewarden
den 5. Oktober 1963
Brake, Längenberg (Rheinl)



Nach einem erfüllten Leben entschlief am 12. Oktober 1963 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter und Tante

Angelica Gludau

geb. Blümel

im 87. Lebensjahre.

In stiller Trauer

Erich Lappe und Frau Hertha, geb. Gludau
Hans Gludau und Frau Edith, geb. Jurksch
Enkel und Angehörige

2081 Alveslohe, den 14. Oktober 1963
früher Labiau, Ostpreußen

Die Trauerfeier fand am Donnerstag, dem 17. Oktober 1963, in der Kapelle des Friedhofes in Kaltenkirchen statt.



Fern ihrer geliebten Heimat entschlief nach langem, schwerem, mit Geduld getragenen Leiden meine herzengute, treusorgende Mutter und Schwiegermutter, unsere liebe Großmutter, Urgroßmutter, Schwägerin und Tante

Maria Margies

geb. Führer

im 80. Lebensjahre.

Wir haben unsere liebe Verstorbene neben ihrem geliebten Gatten, dem

Reg.-Oberinspektor i. R.

Gustav Margies

gest. 12. 12. 1954

und ihrem ältesten Sohn, dem

Prüfmr. u. Kp.-Führ. d. Lw.

Gerhard Margies

gef. 14. 4. 1945

am 15. Oktober 1963, auf dem Spandauer Friedhof „In den Kissen“ zur letzten Ruhe gebettet.

In tiefer Trauer
im Namen aller Angehörigen
Günther Margies

1 Berlin 20, Neumeisterstraße 2, den 16. Oktober 1963
früher Gumbinnen, Luisenstraße 10

Zum stillen Gedenken

Am 31. Oktober 1963 jährt sich zum ersten Male der Todestag unseres lieben Bruders, Sohnes, Mannes, Vaters, Schwagers und Onkels

Heinz Oestereich

Gleichzeitig gedenken wir unseres lieben Vaters, Mannes und Schwiegervaters

Ferdinand Oestereich

Im Namen aller Angehörigen und Verwandten

Walter Oestereich

582 Gevelsberg (Westf)
Mylinghauser Straße 32
früher Pulfnick, Kreis Osterode
Ostpreußen

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Nach Gottes heiligem Willen entschlief am 15. September 1963 nach kurzer Krankheit unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

August Riemann

kurz vor Vollendung seines 94. Lebensjahres.

In stiller Trauer

im Namen aller Angehörigen

Auguste Reinhardt
geb. Riemann

Hamburg-Niendorf
Kollaustraße 86
fr. Rhein, Ostpreußen



Nach einem erfüllten Leben hat Gott der Allmächtige unsere geliebte Mutter und Schwiegermutter, Omi, Schwester, Schwägerin, Tante und Großtante

Lehrerin

Helene Hensel

geb. Hollstein

am 9. Oktober 1963 im 83. Lebensjahre zu sich in die Ewigkeit gerufen.

In tiefer Trauer

Liselotte Hensel
Siegfried Hensel und Frau Margrit, geb. Keppler
Gisbert Hartmann und Frau Christine
geb. Hensel
Als Enkelkinder
Hans-Dietrich, Wolfgang und Andreas Hartmann
Alexandra und Klaus Hensel

625 Limburg (Lahn), Diezer Straße 22, Ansbach (Mittelfr)
Alsfeld (Oberhess)
früher Pr.-Eylau, Obere Schloßstraße 4

Wir haben unsere liebe Entschlafene am 15. Oktober 1963 auf dem Friedhof in Limburg (Lahn) zur letzten Ruhe gebettet.

Off. Joh. 14, 13

Am 16. Juli 1963 entschlief nach langem, schwerem Leiden meine herzengute Mutter, meine liebe Schwester

Frieda Jesgars

geb. Hundsdoerfer

kurz vor dem 71. Geburtstag.

Für uns völlig unerwartet folgte meine innig geliebte Schwester, meine gute Tante

Elise Hundsdoerfer

am 30. September 1963 ihr in die Ewigkeit.

Sie ruhen beide fern der geliebten Heimat auf dem Friedhof Niedervellmar.

In stiller Trauer

im Namen der Hinterbliebenen

Karl Jesgars

Clara Bubritzki, geb. Hundsdoerfer

Niedervellmar, Kreis Kassel
früher Lötzen, Ostpreußen

Fern seiner geliebten, unvergessenen ostpreußischen Heimat verstarb plötzlich, kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres, am 7. Oktober 1963 der

Bundesbahnbetriebswart
i. R.

Wilhelm Dembski

fr. Seeburg, Dombrowken und
Ebendorf, Ostpreußen

Im Namen
der trauernden Hinterbliebenen

Berta Dembski
geb. Stomporowski

3031 Lindwedel ü. Walsrode
Kreis Fallingb. Ost

Am 21. September 1963 verstarb nach langem, schwerem Leiden mein lieber Mann, Vater, Schwiegervater, unser lieber Opa, Bruder und Schwager

Fritz Brekau

im Alter von 73 Jahren.

In tiefer Trauer

im Namen aller Angehörigen

Marta Brekau, geb. Pirk

Dahlwitz-Hoppegarten b. Berlin

Meine Zeit steht in deinen Händen

Unsere liebe, herzengute Schwester und Nichte

Annelene Hellwich

landw. Lehrerin

ist für immer eingeschlafen.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Waltraud Hellwich

Bremen, Wilhelmstraße 33, im Oktober 1963
früher Tilsit-Ragnit, Ostpreußen

Die Scheidestunde schlug zu früh,
doch Gott der Herr bestimmte sie.

Meine über alles geliebte Frau, unsere herzengute Mutti und Omi, unsere liebe Schwester und Schwägerin, Frau

Martha Braun

geb. Gritzka

ist heute im 62. Lebensjahre, viel zu früh für uns alle, heimgegangen.

Im Namen aller Angehörigen

Franz Braun
Gerhard und Marianne Braun
Herbert und Alida Braun
Horst Braun
Marlis, Olaf, Ralf, Jochen und Marion

Hamburg-Rahstedt, Ringstraße 83, den 13. Oktober 1963
früher Tilsit, Weidegarten 16

Fern seiner geliebten Heimat nahm Gott der Herr nach langer, schwerer Krankheit am 3. Oktober 1963 unseren lieben, guten Vater, Schwiegervater und Onkel

Johann Salecker

im gesegneten Alter von 83 Jahren zu sich in sein himmlisches Reich.

Er folgte seiner lieben Frau, unserer guten Mutter nach 16 Monaten sowie seinem lieben Sohn Hans und seiner Schwiegertochter Erna, geb. Zörner. Beide vermisst im Osten.

In stiller Trauer

Martha Michalowski, geb. Salecker
Karl Michalowski
Charlotte Kaluza, geb. Salecker
Johann Kaluza
und Verwandte

Alfeld (Leine), Vormasch 7, Frankfurt (Main)
früher Rehbusch, Kreis Ebenrode, Ostpreußen

Minna Maria Taube

geb. Mollmann

* 10. 10. 1881

† 6. 10. 1963

An ihrem Geburtstag haben wir sie bestattet.

Charlotte Damrow, geb. Taube
Elisabeth Twiehaus, geb. Taube
Eisemarie Hasse, geb. Taube
Dr. Hans Twiehaus
Heinz Zimmermann
10 Enkel, 6 Urenkel

Braunschweig, Bienroder Weg 43, im Oktober 1963
früher Königsberg Pr., Lobeckstraße 9

Am 18. September 1963 verstarb nach einem langen, schweren, mit viel Geduld ertragenem Leiden im ev. Altersheim Iserlohn unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Martha Igney

früher Dorf Trakehnen

im Alter von 64 Jahren.

Im Namen der Hinterbliebenen

Otto Igney

41 Duisburg-Melderich, Gerrickstraße 3

Herr, dein Wille geschehe!

Nach einem langen, mit großer Geduld ertragenem Leiden verschied heute, 21.15 Uhr, wohl vorbereitet durch den Empfang der hl. Sterbesakramente, meine liebe, gute Frau, unsere nimmermüde, treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Martha Fittkau

geb. Fox

im 87. Lebensjahre.

Der Herr schenke ihrer Seele den ewigen Frieden.

Um ein stilles Gebet bitten
die tieftrauernden Angehörigen

Josef Fittkau
Edmund Fittkau
Joseph Fittkau und Frau Gisela
verw. Rosemeyer, geb. Hartmann
Georg Fittkau und Frau Margret, geb. Hübner
Klemens Fittkau und Frau Relindis, geb. Hesse
Kunibert Fittkau
4 Enkelkinder und Anverwandte

Neheim-Hüsten, Widukindstraße 5, den 5. Oktober 1963
früher Groß-Lemkendorf, Kreis Allenstein, Ostpreußen

Die Beerdigung fand am Mittwoch, dem 9. Oktober 1963, um 14 Uhr vom Trauerhause aus statt. Das feierliche Seelenamt war am gleichen Tage um 8 Uhr in der St.-Josefs-Kirche zu Bergheim.



Gott der Herr rief heute nach langem, schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden meine geliebte Schwester

Helene Rossmann

Fachschuloberlehrerin a. D.

im Alter von 59 Jahren zu sich in sein Reich.

Irmgard Mende, geb. Rossmann

Walblingen/Rems, Düsselhof, Wielandstraße 14-16
den 13. Oktober 1963
früher Tilsit, Bismarckstraße 16

Die Beerdigung hat am 17. Oktober 1963 stattgefunden.



Fern ihrer geliebten ostpreußischen Heimat entschlief am 6. Oktober 1963 nach einem arbeitsreichen Leben unsere liebe Tante und Schwägerin

Johanna Reh

geb. Lange

im Alter von 78 Jahren.

Die Beisetzung hat bereits am 10. Oktober 1963 auf dem Friedhof in Neuenbrook (Holst) stattgefunden.

Sie folgte ihrem am 30. November 1960 in Rethwisch verstorbenen Ehemann

Schmiedemeister

Karl Reh

und ihrem 1952 verstorbenen Schwager

Franz Reh

in die Ewigkeit.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Paul Reh
Therese Lange

Rethwisch (Holst), Wuppertal, Berlin, den 18. Oktober 1963
früher Gr.-Ottentagen, Kreis Königsberg Pr.

Gleichzeitig gedenke ich meiner verschollenen Mutter

Amanda Reh

die sich noch bis zum Herbst 1947 in Königsberg Pr. Auf den Hufen, bei einer russischen Familie aufhielt. Evtl. Nachrichten über ihr Schicksal erbeten an Paul Reh, 56 Wuppertal-Elberfeld, Simonsstraße 44.

Mitten aus seinem Schaffen heraus entriß uns viel zu früh der Tod unseren lieben Bruder

Erich Gandowitz

früher Königsberg Pr.

im Alter von 61 Jahren.

Es trauern seine Geschwister

Reinhard
Lothar
Hildegard
Gerda
Ursula

Sein Leben war Arbeit und Sorge für andere.

Böblingen, Hude, Bremen, Bremerhaven,
im September 1963

Wer treu gewirkt,
bis ihm die Kraft gebricht
und liebend stirbt,
ach, den vergißt man nicht.

Für uns alle unfassbar verschied
am 11. Oktober 1963 nach einer
schweren Operation und nach
längerem, mit viel Schmerzen
ertragenem Leiden im erst
53. Lebensjahre meine liebe,
treusorgende, unvergessene
Frau, Schwester, Schwägerin
und Tante,

Magda Klausberger
geb. Gutzeit

Ihr plötzlicher Tod kam für
uns alle völlig unerwartet.

In tiefer Trauer

Artur Klausberger
Herbert Gutzeit und Frau
Hildegard nebst Kindern
Martin Gutzeit und Frau
Mariechen
Oma Ussat
Herbert Ussat und Frau
Frieda
Opa Kruska
und Lina Paul
und alle Anverwandten

Berlin 62, Crellestraße 41
früher Schönlinde
Kr. Gerdauen, Ostpreußen

Die Trauerfeier und die Bei-
setzung fanden am 16. Okto-
ber 1963 auf dem Spandauer
Friedhof „In den Kisseln“ statt.

Am 13. Oktober 1963 verschied nach schwerer Krankheit unser
lieber, guter Vater, Schwiegervater, Groß- und Urgroßvater
und Schwager

Max Görke

früher Ortelsburg, Ostpreußen, Hindenburgstraße

im Alter von 91 Jahren.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Emma Mross, geb. Görke

Essen, Langenbeckstraße 40
Die Beerdigung fand am 17. Oktober 1963 auf dem Ehren-
friedhof in Essen statt



Weinet nicht, ihr meine Lieben,
ich wär' so gern bei euch geblieben.
Doch meine Krankheit war zu
schwer,
für mich gab's keine Heilung mehr.

Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, gestern abend
11.30 Uhr, nach kurzer Krankheit, für uns alle unfassbar,
meinen lieben Mann, unseren guten Papa, Bruder, Schwager,
Onkel und Vetter

Wilhelm Murza

geb. 21. 4. 1893 gest. 20. 8. 1963

zu sich in die Ewigkeit zu nehmen.

In stiller Trauer
Auguste Murza, geb. Dembiany
Siegmond Murza
Ingrid Mai als Braut
Jürgen Murza
nebst Anverwandten

Hückeswagen, In den Wolken, den 20. August 1963
Hamburg, Viersen, Itzehoe
früher Kalgendorf, Kreis Lyck

Die Trauerfeier fand am 24. August 1963 in Hückeswagen statt.

Ein sanfter Tod erlöste am 17. September 1963 meinen lieben,
guten, treusorgenden Mann, Bruder, Schwager und Onkel

Ernst Meschkat

nach kurzer Krankheit im Alter von 75 Jahren.

In tiefem Leid
Emma Meschkat, geb. Goeritz

Münster (Westf), Schleswiger Straße 12
früher Tilsit, Wasserstraße 18

Nach langer, schwerer, mit großer Geduld ertragener Krank-
heit entschlief fern seiner geliebten Heimat am 8. Oktober
1963 unser lieber Vater, Schwiegervater, Opa Bruder, Schwa-
ger und Onkel, der

Bauer

Herbert Lemke

im 69. Lebensjahre.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen

Werner Lemke

Groß-Offenseth über Elmshorn
früher Sergunnen, Kreis Goldap

Die Beerdigung hat am 11. Oktober 1963 auf dem Friedhof in
Barmstedt stattgefunden.

Nur Arbeit war Dein Leben,
nie dachtest Du an Dich,
nur für die Deinen streben,
war Deine höchste Pflicht.

Zwei gütige Augen haben sich geschlossen. Mühe und Für-
sorge für seine Lieben waren der Lebensinhalt meines ge-
liebten Mannes und treuen Lebenskameradens, unseres herzens-
guten Vaters, Schwiegervaters, Schwiegersohnes und Opas,
meines lieben Bruders, Schwagers und Onkels

Bruno Donalies

• 21. 1. 1900 † 27. 9. 1963

In tiefem Leid

Herta Donalies, geb. Kantel
Manfred Donalies und Frau Renate
Hans-Ulrich Donalies und Frau Brigitte
Hans Donalies und Frau Rosel
Familie Kantel, Künzelsau
Enkelkinder Sabine und Silvia

Itzehoe, Kirchenstraße 23, den 27. September 1963
früher Sensburg, Ostpreußen

Heute entschlief mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwie-
gervater, Großvater und Urgroßvater, mein lieber Bruder,
unser Schwager und Onkel

Ziegeleibesitzer

Fritz Krause

im 90. Lebensjahre.

In tiefer Trauer
im Namen aller Angehörigen
Maria Krause, geb. Jerzembeck

Isernhagen KB 39 über Hannover
früher Ziegelei Kaulbruch, Kreis Osterode

Fern seiner geliebten Heimat entschlief gestern abend nach
schwerer Krankheit im Alter von 75 Jahren mein lieber Mann,
unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater, Schwager und
Onkel, der

Landwirt

Otto Dudde

früher Kreuzstein, Kreis Angerapp

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Berta Dudde, geb. Petukat

Bassen 207, Bez. Bremen, den 12. Oktober 1963

Die Beerdigung fand am Mittwoch, dem 16. Oktober 1963, um
13.30 Uhr vom Trauerhause aus statt.

Statt Karten

Der Herr über Leben und Tod hat heute unsere innigstgeliebte,
treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Tante

Wwe. Johanna Luise Krieg

im Alter von 84 Jahren heimgeholt.

In tiefer Trauer
Hilde Barthes, geb. Krieg
Coppenbrügge, Schloßstraße 121
Erwin Krieg als Sohn, vermißt
Liselotte Matthes, geb. Krieg
Wuppertal-Elberfeld, Barmer Straße 59
Erich Matthes
und 5 Enkelkinder

Wuppertal-Elberfeld, Barmer Straße 59

Die Trauerfeier fand in der Friedhofskapelle Coppenbrügge
am Montag, dem 21. Oktober 1963, um 13 Uhr statt.

Nach einem Leben voller aufopfernder Fürsorge für
die Seinen entschlief heute morgen sanft mein in-
nigstgeliebter Mann, unser gütiger und liebevoller
Vater, Schwiegervater und Großvater, unser guter
Bruder, Schwager und Onkel

Gustav Kalwa

Bundesbahnhauptsekretär a. D.

im 66. Lebensjahre.

In tiefer Trauer
Meta Kalwa, geb. Stryjewski
Dipl.-Ing. Gerhard Kalwa
und Frau Ingeborg, geb. Krieger
Ingeborg Kalwa
Matthias und Christoph als Enkelkinder

Efferen bei Köln, Berrenrather Straße 46, den 9. Oktober 1963
und Düsseldorf, Wildenbruchstraße 7
früher Ortelsburg und Allenstein

Helmuth Müllerskowski

geb. 25. 9. 1904
Gumbinnen, Ostpreußen

gest. 8. 10. 1963
Hohenlimburg (Westf)

Im Namen aller Angehörigen
Edith Hoffmann
geb. Müllerskowski

29 Oldenburg (Oldb), Haarenufer 30
früher Gumbinnen, Ostpreußen

Gott der Herr hat es gewollt und nahm heute um 11.45 Uhr
meine liebe Frau, Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und
Tante

Auguste Broszio

geb. Ziemba

im Alter von 84 Jahren in sein ewiges Reich auf.

Carl Broszio
Ruth Lüthge, geb. Broszio
Heinz Lüthge
Gerold und Jens

Hamburg-Harburg, Bunatwiete 12, am 17. Oktober 1963
früher Lyck, Ostpreußen, Bismarckstraße 52

Die Beerdigung fand am Montag, dem 21. Oktober 1963, um
12.30 Uhr auf dem Neuen Friedhof in Harburg statt.